Ich rechne mit allem. Auch mit dem Guten.

Texte aus der ökumenischen Schreibwerkstatt in Zeiten von Corona | 2020

Annette Berger und Susanne Brandes (Hrsg.)

Eine ökumenische Schreibwerkstatt in Corona-Zeiten ist etwas Besonderes in einer sehr besonderen Zeit. Ich danke der Evangelischen und Katholischen Erwachsenenbildung in Sachsen-Anhalt für diese Idee und denjenigen, die sich beteiligt haben, für ihre Beiträge.

Natürlich begegnen wir uns lieber persönlich. Unsere Erfahrung in diesem Jahr hat uns aber gelehrt, dass das nicht immer möglich ist. Und dann kann die Begegnung unserer Worte eine besondere Form von Begegnung sein. Miteinander schreiben in diesen Tagen ist uns noch wertvoller als früher. Wir Menschen brauchen Begegnungen, wir sind zutiefst soziale Wesen. Wir wollen zusammengehören. Auch deshalb haben sich Menschen durch diese Schreibwerkstatt angesprochen gefühlt. Gott sei Dank! Und nicht nur Menschen hier in unserer Nähe, sondern auch aus der Ferne. Dass uns Beiträge aus Russland, Uganda, Mosambik, Bolivien und Argentinien erreicht haben, ist großartig.

„Wir wollen zusammen gehören."

Auch das gewachsene und vertraute ökumenische Miteinander will ich preisen, gerade weil ich weiß, dass das nicht überall in unserem Land so ist. Und nun lesen Sie!

Viel Vergnügen und auch manche Anregung zum Nachdenken erhofft sich für Sie Ihr

Friedrich Kramer
Landesbischof der Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland

„Wie geht es mir damit? Was trägt mich? Was gibt mir Hoffnung?"

Seit Monaten prägt die Corona-Pandemie unseren Alltag. Sie ist ein dramatischer Einschnitt in unser gesellschaftliches Leben, den sich zu Beginn des neuen Jahres kaum jemand hätte vorstellen können. Nach wie vor müssen wir mit Einschränkungen leben, und ein Ende ist derzeit noch nicht absehbar. Schmerzhaft wird uns bewusst, dass wir nicht alles im Griff haben, sehr verwundbar und verletzlich sind.

Umso wichtiger erscheint es mir, sich den existenziellen Fragen zu stellen, die diese Situation auslöst: Wie geht es mir damit? Was trägt mich? Was gibt mir Hoffnung?

Die Evangelische und die Katholische Erwachsenenbildung haben mit ihrer ökumenischen Schreibwerkstatt eine Möglichkeit geschaffen, sich mit solchen Fragen kreativ auseinanderzusetzen. Entstanden sind berührende Texte, in denen Ohnmacht, Schmerz und Ratlosigkeit genauso zur Sprache kommen wie Vertrauen und Zuversicht. Und in alldem scheinen immer wieder auch Solidarität und Mit-Sorge auf.

Als Christen haben wir zwar angesichts des Leids, das die gegenwärtige Krise mit sich bringt, auch keine einfachen Antworten. Doch wir glauben, dass wir nicht nur auf uns selbst gestellt sind, sondern auch auf den vertrauen können, den wir Gott nennen. Ein solcher Glaube weitet unseren Horizont, ermöglicht trotz aller Beschwernis ein intensiveres Leben und ermutigt dazu, sich selbst mit dafür einzusetzen, dass es schon jetzt in unserer Welt gerechter und liebevoller zugeht.

Den Raum für eine solche Zuversicht zu schaffen, einen Raum, in dem auch die Klage und die Ratlosigkeit zu Wort kommen dürfen: das ist den Initiatoren dieser Schreibwerkstatt gelungen. Ihnen und allen, die sich mit ihren Texten daran beteiligt und diese Broschüre gestaltet haben, danke ich von Herzen.

Dr. Gerhard Feige
Bischof des Bistums Magdeburg

Das Corona-Virus hat uns fest im Griff. Zahlen steigen, Regeln und Kontrollen werden verschärft, der Mundschutz als Alltagsbegleiter hängt schief und der Abstand wird größer. All dies begann bereits vor vielen Monaten und zwischenzeitlich gab es Lichtblicke. Doch nun steigen die Anspannung und auch die Widersprüche.

Immer noch weiß keiner, wie der Königsweg aussehen kann, auch wenn die Durchbrüche der Impfforschung hoffen lassen. Die Gereiztheit in der Auseinandersetzung nimmt zu, in Familien, Freundschaften und unter Kolleginnen und Kollegen wird über den richtigen Umgang mit der Pandemie gestritten. Die Debatte scheint zunehmend vergiftet. Respektvoller Meinungsaustausch und Streit sind schwieriger geworden. Und das nicht erst seit Corona. Wo ist sie hin, die akzeptierte Vielfalt, die unsere Demokratie lebendig macht?

Ich rechne mit allem.

Mit dem Unangenehmen.

Mit dem Überfordernden.

Mit dem Schlimmsten.

Solche Gedanken können beim ersten Lesen der Titelzeile aufkommen. Wir haben auch allen Grund, unsicher, ängstlich, genervt und verzweifelt zu sein. Aber können wir wirklich nur mit dem Schlimmsten rechnen? Ist es berechenbar? Kann es eine andere Seite der Medaille, einen Ausweg geben?

Auch mit dem Guten.

Auch mit dem Überraschenden?

Auch mit dem Neuen?

Auch mit dem Unvorstellbaren?

Haben wir auch damit gerechnet? Ist es vorstellbar, dass diese Krise auch etwas Anderes, etwas Wertvolles hervorbringt? Sind wir bereit, dass Überraschende zu sehen, das Gute zur Kenntnis zu nehmen? Gelingt es uns, zuversichtlich zu bleiben?

Die Vielfalt derer, die ihre Texte zu unserer ökumenischen Schreibwerkstatt eingesendet haben, beeindruckt. Am Anfang stand der Lockdown und auch für unsere Einrichtungen, die Evangelische und Katholische Erwachsenenbildung in Sachsen-Anhalt hieß es, die Räume zu schließen, obgleich wir doch Räume öffnen wollen. Gruppen, Kreise, Gespräche und Unterricht mussten abgesagt werden, obgleich es doch unsere primäre Aufgabe ist, Bildung und Begegnung zu ermöglichen. Projekte mussten ins Blaue geplant werden, obgleich doch nichts mehr planbar war.

Um im Gespräch zu bleiben, den Sorgen und Fragen, aber auch den kreativen Lösungen Raum und Stimme zu geben, riefen wir zum Schreiben auf inmitten des Schweigens. Schreiben schien nicht nur eine Notlösung, sondern eine Chance. Die Schreibwerkstatt wollte Räume wieder öffnen, Alternativen zulassen, Phantasievollem Gehör verschaffen.

Drei Bereiche bewegten uns und gliedern gleichsam die Texte: Gedanken, die in die Zukunft weisen und Reflexion des Geschehenen eröffnen; Momente, die unser Innerstes betreffen und alt bekannte Glaubenssätze ins Wanken bringen und schließlich die kleinen Dinge, die uns bewegen und anstiften zu eigenem Tun.

Schon wenige Tage nach der Ausschreibung kam der erste Beitrag: ein handgeschriebener, liebevoller Brief der 86-jährigen Christa Kramer.

Immer mehr Texte trudeln ein: Gedichte und Tagebuchnotizen, Kurze und lange Essays, Berichte, Beobachtungen, Briefe von fern und nah. Die meisten Beiträge stammen aus Sachsen-Anhalt und den Gebieten der Ev. Kirche in Mitteldeutschland und dem Bistum Magdeburg. Darüber hinaus finden sich auch solche, die von weit herkommen. Die wahre Bedeutung einer Pandemie wird hier

greif- nein lesbar. Ob in Russland oder der Schweiz, in Uganda oder Mosambik, in Bolivien und Argentinien, ob unterwegs auf der Straße, in der Gemeinde, im Gefängnis oder zu Hause – das Virus macht nicht an Grenzen oder Mauern halt und damit lassen sich die Geschichten auch über Grenzen und Mauern hinweg erzählen.

Manches kommt uns nur allzu bekannt vor. Wir finden Bestätigung in der Beschreibung vertrauter Momente. Andere Worte nehmen uns mit in eine jeweils ganz eigene Welt. Doch sind es häufig die gleichen Ängste, Fragen und Hoffnungen. Da wird über eine monatelange Ausgehsperre in Argentinien berichtet; von Menschen, die in Uganda durch den Lockdown hungern; vom Kraftakt im Flüchtlingslager, einen Radiounterricht zu etablieren; von den vielen Krankheiten in Mosambik, die durch Corona nicht verschwunden aber oft vergessen werden; von Mutter Erde und Farben einer Fahne in Bolivien, die Mut machen; von einer Gemeinde, die Halt gibt in St. Petersburg.

Allen Texten aus den verschiedenen Teilen der Welt ist etwas gemein. Sie erzählen von dem, was es vor Corona noch nicht und mit Corona nicht mehr gab, von Abgesagtem und Angesagtem, von ungewöhnlichen Dingen und Irritationen, von geschlossenen Mauern und offenen Herzen, von Freiheit im Denken und Unterbrechungen im Tun, von Bedrohung auf der einen und Gestaltungswillen auf der anderen Seite, von Zeit und Zeitreisen und viel Zuversicht.

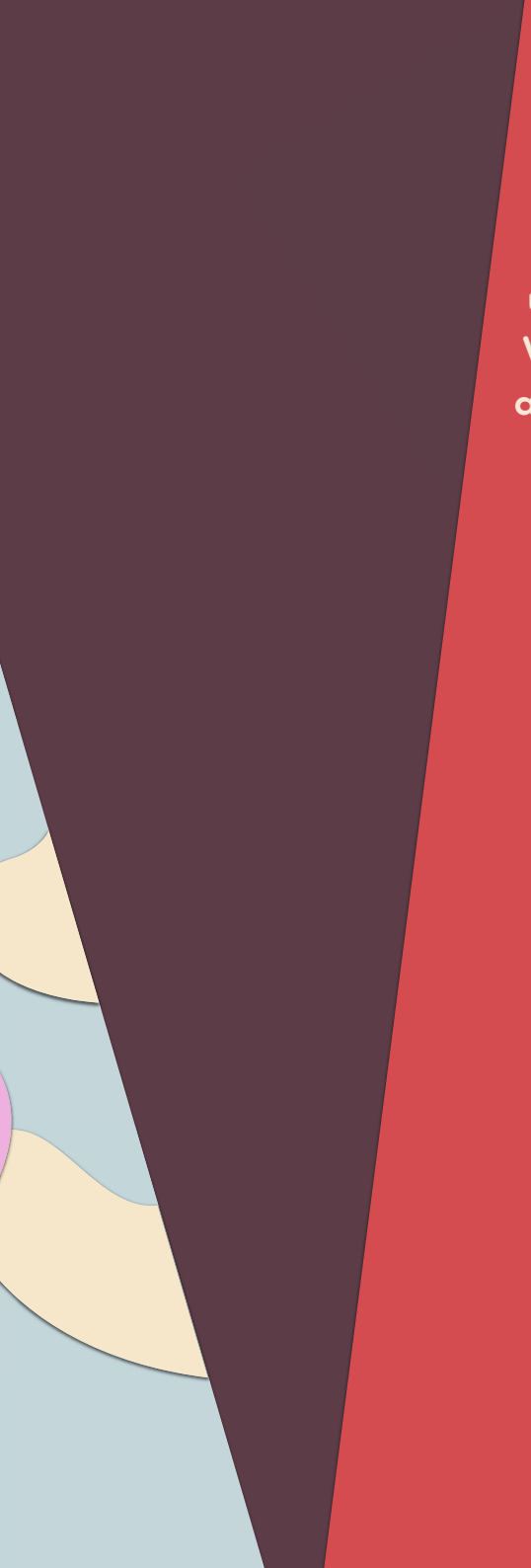
Frau Kramer kann die fertiggestellte Broschüre nun leider nicht mehr in den Händen halten, sie verstarb wenige Tage vor der Druckfreigabe. Ihr Text wird die Erinnerung an sie wachhalten. Ihrer Familie und allen Leserinnen und Lesern wünschen wir eine spannende und erkenntnisreiche Lektüre, neue Anregungen, ein Schmunzeln auf den Lippen (wenn auch unter der Maske). Wir sind gespannt auf Ihre Aha-Momente und Das-Kenn-ich-doch-auch Bestätigungen.

Und wir wünschen uns allen, dass wir offen bleiben für neue und andere Worte, ob gesprochen oder geschrieben, dass wir im Gespräch bleiben trotz der unterschiedlichen Meinungen, dass wir uns dem überraschend Anderem nicht verschließen. Denn wir kennen die Geschichte der anderen nicht und diese, unser aller gemeinsame Geschichte ist noch lange nicht zu Ende erzählt. Bleiben Sie behütet und gesund.

„Gelingt es uns, zuversichtlich zu bleiben?"

Annette Berger

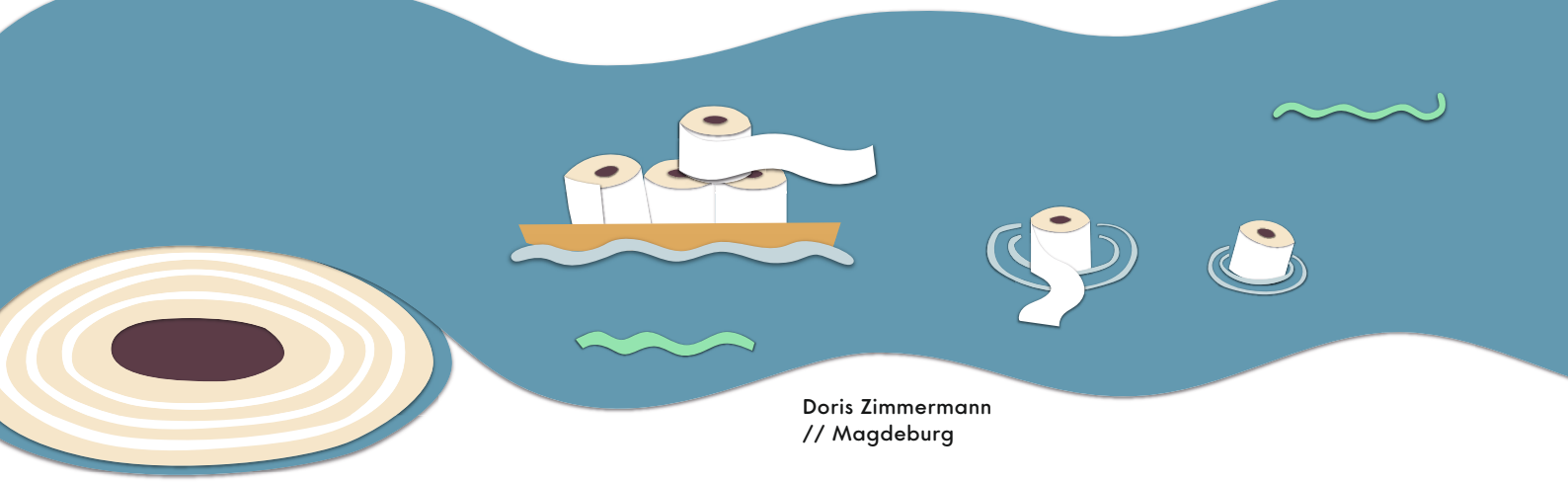
Susanne Brandes



Welche Veränderungen nehme ich wahr?
Was wünsche ich mir persönlich
und gesellschaftlich für die Zukunft?
Wie werde ich in fünf Jahren
auf das Heute zurückschauen?

Der Blick zurück auf das Gestern von Morgen:

heute



C. M.

Coronaverordnungen

C haos
O rdnung
R eisestopp
O hnmacht
N ationalismus
A usgangsbegrenzungen
V erschwörungstheorien
E insamkeit
R atlosigkeit
O rientierungslosigkeit
R estriktionen
D igitalisierung
N asenschutz
U nmut
N ot
G emeinschaft
E insamkeit
N ochniedagewesen

Doris Zimmermann
// Magdeburg

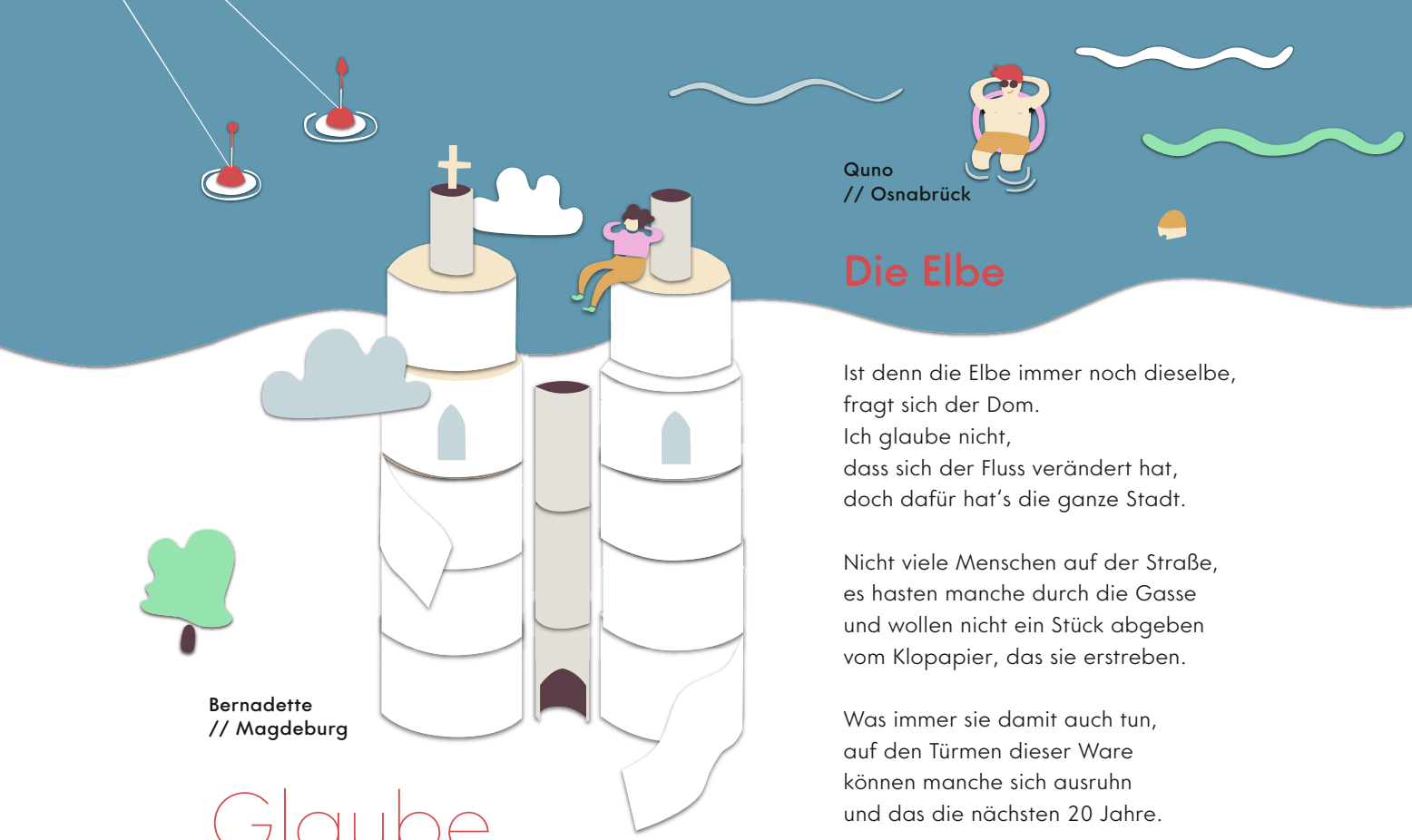
Wenn es vorbei ist ...

Verliebe dich in deinen schönsten Traum,
er gibt dir Mut und Kraft, du glaubst es kaum.
Mit ihm kannst du übers Mondlicht wandern,
glücklicher sein, als die vielen anderen.

Mit einem Lächeln beginne den Tag,
weißt nicht, was er dir bringen mag.
Verträum nicht unnütz deine Zeit,
das Leben hält so viel für dich bereit.

Lerne, mit deinem Herzen zu sehen,
Gleichgesinnte werden dich erkennen,
in trüben Tagen dir zur Seite stehen,
Dich einen wirklichen Freund nennen.

Pack das Leben mit Selbstbewusstsein,
denn du bist einmalig auf dieser Welt.
Erkunde den wahren Sinn des Lebens,
denn wahres Glück kostet kein Geld.



Bernadette
// Magdeburg

Glaube, Liebe, Hoffnung

In dieser schweren Zeit hilft mir mein Glaube, auf ein gutes Ende zu vertrauen. Meine Liebe zu Gott und den Menschen lässt mich voller Zuversicht im Sturm stehen. Voller Hoffnung blicke ich in eine Zukunft, die uns erkennen lässt, was wirklich wichtig ist für unser Zusammenleben.

Quno
// Osnabrück

Die Elbe

Ist denn die Elbe immer noch dieselbe,
fragt sich der Dom.
Ich glaube nicht,
dass sich der Fluss verändert hat,
doch dafür hat's die ganze Stadt.

Nicht viele Menschen auf der Straße,
es hasten manche durch die Gasse
und wollen nicht ein Stück abgeben
vom Klopapier, das sie erstreben.

Was immer sie damit auch tun,
auf den Türmen dieser Ware
können manche sich ausruhn
und das die nächsten 20 Jahre.

Es gibt auch keine Nudeln nicht,
die Schulen sind seit Wochen dicht,
auch Kinos zu – und kein Gericht
wird verzehrt im Restaurant.

Dem Einen wird jetzt Angst und Bang,
weil Unbekanntes drohend ist,
ein andrer wittert großen Fang
mit Betrug – auch das ist Mist.

Das beste wär' zusammenhalten,
die Lage vernünftig zu gestalten,
sich zu helfen, wo man kann,
so geht man diese Lage an!!!

Anne Krueger
// Alsleben

Ungewöhnlich

Gewöhnen wir uns an dieses Leben,
alleine zu sein,
wir Menschen als soziale Wesen,
keinem anderen nahe,
nicht mal mehr die Hände geben?
Wir haben Zeit bekommen, uns zu besinnen,
eine Chance, Neues zu beginnen.
Nicht nur ich zweifele daran,
dass dies irgendwann gelingen kann.

Wir Menschen wollen nicht einfach (nur) leben,
werden wieder schneller, höher, weiter streben.
So ist das Menschenleben,
das es darum in der Form wird nicht ewig geben.

Carsten
// Magdeburg

Was es vor Corona nicht gab

Immer raue Hände
Niemandem die Hand geben
Immer auf der Hut sein
Andere als Bedrohung wahrnehmen
Selbst eine Bedrohung für Andere sein
Täglich Zoom und Skype
Selbstgenähte Mundschutzmasken
Klebestreifen auf dem Fußboden
Applaus und Balkonsingen
Arbeiten im Schlafanzug
Homeschooling
Wochenende vergessen
Neid auf meinen Hund,
wenn der seine Kumpels begrüßt

Anonym

Traurig und fassungslos

Es ist traurig, dass es eine Pandemie braucht, damit die Menschen erkennen, dass Materialismus nicht die Quelle des Glücks ist.
Es ist traurig, dass es eine Pandemie braucht, damit wir den Menschen danken, die sich wirklich um unser aller Wohlergehen kümmern.
Und es ist traurig, dass diese am Ende dann doch die eigentlichen Verlierer dieser Pandemie sein werden, weil sie für wenig Geld so viel arbeiten und nichts als Applaus dafür bekommen, während die Autoindustrie für Steuerhinterziehung und Betrug wieder mal Millionen kassieren wird. Was ist hier los?

Karin de Fries
// Carceller, Sucre, Bolivien

MUTTER ERDE IN TRAUER JAILLAILLA PACHAMAMA

Der Kessel
in dem unsere Suppe kochte
der uns nährte
ja, der auch Rostflecken
undichte Stellen hatte
ja, er zerbrach.

Die Scherben liegen verwundet
um die verlorenen Steine
die Glut ist noch nicht erloschen
heben wir auf
was im schlummernden Feuer besteht
was auf den Tonscherben still sich spiegelt.

Transformation
stete Bewegung
in der Ziehkraft von
Wind und Wurzeln.

Erahnen wir
erbauen wir
die Zeit
den Raum
der Rückeroberung
denn sie ruft
und wir lernen gehen
erneut und
immer wieder
alte Wege neu begehen
immer wieder.

Anmerkungen:

Wiphala – Quechua: *das quadratische Emblem in den sieben Regenbogenfarben steht als Symbol für die Ureinwohner des Andenraumes. Seit 2009 bildet sie zusammen mit der rot-gelb-grünen Trikolore die Doppelflagge Boliviens.*

Senkata – Secaba: *Orte gewalttätiger Auseinandersetzung zwischen Anhängern von Präsident Evo Morales und dem Militär im November und Dezember 2019.*

Karin de Fries
// Carceller, Sucre, Bolivien

Covid in Bolivien

Und dann kamen sie
die alten Herrscher
geputscht, geblieben
im neuen Stoff die gleichen Befehle

gehorchen
vergessen
befolgen
kein Denken

Corona im Osten
kein Covid in Bolivien
Juana, Manuel, Jimena, Francisco
alle sind sie in Quarantäne,
befolgen die Ausgangssperre
Heimarrest

Sie sagen zum Schutz
doch sie fliegen
zur Geburtstagsparty
sie feiern
sie feiern die Gewalt
die Toten,
die weisse Herrschaft
sie feiern den Gehorsam

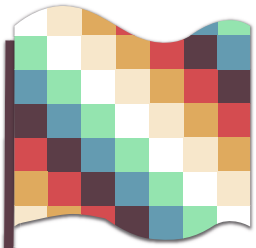
gehorchen
vergessen
befolgen
kein Denken

keine Wahlen im Januar
keine Wahlen im Mai, August,
September
sie kamen und wollen bleiben

wir sollen
nur die eine Stimme hören
ihr folgen
vergessen zu leben.

Dann kam Covid-19
9 Departamente
andines Hochland
tropisches Tiefland
mit Covid kamen
die großen Banken
Kredite – Korruption
doch keine Medizin,
keine Geräte für Bolivien
Big Business für Wenige

Covid-Putsch geht so:
Städte öffnen – schliessen
jetzt raus – jetzt rein
ein Kommando und alle



gehorchen
vergessen
befolgen
kein Denken

Doch heute hören wir Stimmen
der Straße
der Whiphala
ihre Farben geben Mut
und weise Ahnenworte

Senkata – Secaba
die Massaker sind nicht vergessen
35 Namen und Vornamen
Väter, Mütter, Neffen, Töchter
35 Menschen
werden nicht vergessen

Trotz Uniformen, Gewehr
und Panzer
andere Stimmen sind zu hören
wir arbeiten weiter
wir wollen Wahlen
wir wollen unser Land zurück
wir vergessen nicht
Hoffnung in Farben der Wiphala.

Katrin Felke
// Magdeburg

Die beste Zeit um nachzudenken

Ich sitze viel in meinem Zimmer.
Höre oft Musik,
Eigentlich so wie immer.
Bin oft mit mir allein
Und denke nach, ja,
Eigentlich so wie immer.
Corona hat mein Leben nicht so sehr
Verändert.
Ich treffe meine Freunde,
Dennoch hat sich irgendwas
Geändert.
Die Themen sind anders.
Es geht nicht mehr um Gruppentreffen,
Um andere Menschen,
Es geht um uns ganz allein in der schwierigen
Corona-Zeit.
Wir haben das Gute in uns
Gefunden.
Der Hass in uns –
So gut wie verschwunden.
Ja, die Zeit tut uns gut
Und ist wie ein niemals endendes Buch.
Jeden Tag schlagen wir neue Kapitel auf.
Unsere Gedanken werden mehr.
Unsere Zukunft malen wir mit bunten Stiften aus.
Die Schule fehlt mir dennoch sehr,
Meine Leute fehlen mir.
Der Kontakt
In der Corona-Zeit
Eingeschränkt durch Tote auf der ganzen Welt verteilt.
Meine Hoffnung ist bis jetzt noch nicht weg,
Weil hinter jeder
Sicherheitsmaßnahme etwas Gutes steckt.
Ich hoffe sehr,
Dass es nun bald so wie früher wird,
Bevor Corona in den Medien bekannter war
Als jeder Star.
Ich habe die Hoffnung der Besserung nicht aufgegeben
Und mit diesem Selbstvertrauen
Sollten viel mehr Menschen leben.
Gedanklich fassen wir uns an die Hand
Und sagen:
„Danke“,
Denn wir zusammen ziehen an einem
Gemeinsamen Strang.

W. Eichmann
// Magdeburg

[Ostern war nicht mehr weit]

Ostern war nicht mehr weit,
da traf uns die Coronazeit.
Verordnet wird ein Reisestopp
Hygiene heißt es von Fuß bis Kopp
Feier, Kultur und Sport sind abgesagt.
Strafe zahlt, wer es trotzdem wagt.
Niemand darf die Verbote brechen,
weil: der Coronavirus würde sich rächen.
Reisen ist untersagt, die Züge sind leer,
man darf in kein anderes Bundesland mehr.
Kein Händedruck, kein Küsschen auf die Wange
zwei Meter Abstand halten, sonst wird uns bange.
Wie lange wird das so weitergehen?
Keiner weiß es; mal sehen, mal sehen....
Die Menschen werden angehalten,
den Alltag in Ruhe zu verwalten:
Wendet ab von Hektik und Stress euren Blick,
kehrt zu mehr Natürlichkeit zurück.
Nur so kann die Welt verbessert werden,
und alle leben ohne Coronavirus auf Erden.

Christine Kölbel
// Berlin

Gedichte an C

Ich betrete den Raum

zwischen

zwischen absterben und aufblühen
zwischen langeweile und schreiender angst
zwischen ankommen und fliehen
zwischen gestern und morgen

stehe
im Raum
und suche in den Winkeln
nach dem nächsten Schritt
ich
spüre
idee und verlust

Es ist

frei nach Erich Fried

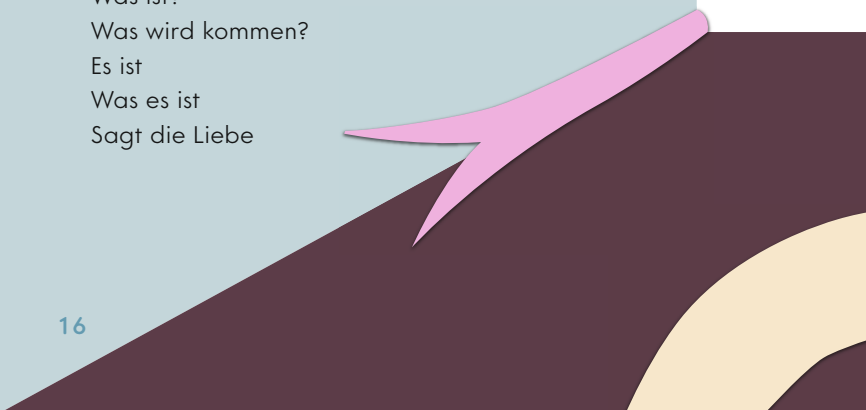
Es ist
Als ob
Da noch was war

Irritation

frei nach Erich Fried

Es ist
Als ob da
Noch was war

Was war denn?
Was ist?
Was wird kommen?
Es ist
Was es ist
Sagt die Liebe



Leon Christian Dometzky
16 Jahre // Magdeburg

braune schlangen

schlangen winden sich im untergrund
tanzen zwischen ratten
spitze zähne in ihrem mund
gespaltene zungen
rottende lungen
lohnt es sich?
leben am rand
unbekannt
unerkannte jäger kahl und schuppig
ungeliebt verlassen ruppig
hass das gift
es steckt tief in ihnen
losgelöst von schienen und manieren
sei wach wenn die schlangen kommen
für dich sind sie nicht besonnen
unvollkommen rau gefährlich
die gespaltene zunge ist niemals ehrlich
bist du dann einmal im würgegriff
siehst du nie wieder das licht
denn dann blickst du der schlange ins gesicht!

Leon Christian Dometzky
16 Jahre // Magdeburg

das wort

wir erfanden die worte
um dem bewusstsein
einen ausguss zu schenken
unsere gedanken zu lenken
die weichen vor das chaos zu senken
nun sind die wörter das was wir denken
die die wir nieder schreiben
um im moment zu bleiben
ich fern ab von jeder regel
ist nur das wort mein segel
es treibt uns voran
erzählt uns wie es begann
wir nahmen das leben
und setzten ein wort hinein
um frei zu sein

Miro Nüske
9 Jahre // Magdeburg

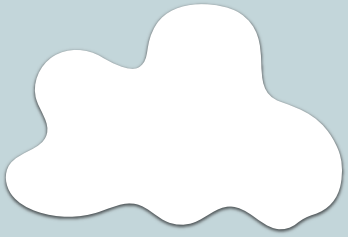
Herr Corona reist um die Welt

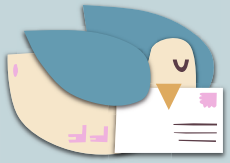
Ganz weit oben in den Wolken lebte Herr Corona. Eines Tages wurde es ihm zu langweilig. Er wollte zur Erde. Deshalb kletterte er mit seiner Leiter nach unten. Nach einer Weile kam er unten an. Es war eine große Stadt: Wuhan in China. Dort war es sehr voll. Viele Menschen liefen hin und her. Immer, wenn er einer Person zu nah kam, blieb eines seiner Beine an ihr hängen. Dadurch wurden viele Menschen sehr krank. Weil Herr Corona immer mehr entdecken wollte, zog er immer weiter. Die Menschen hoffen schon seit Monaten darauf, dass Herr Corona seine Beine wieder einsammelt und zurück ins Wolkental kehrt.

Margit Kühne
// Magdeburg

Abgesagt und angesagt

Sie haben sich riesig auf Ostern gefreut,
gebastelt, gemalt, keine Mühe gescheut.
Allen wollten die Enkel eine Freude machen,
doch kurz vorher verloren sie ihr fröhliches Lachen.
Kein Treffen mit Freunden, sie haben´s beklagt,
auch der gemeinsame Schulweg – abgesagt.
Lernen zu Hause; „online“ beim Lehrer nachgefragt,
„hautnaher“ Unterricht – abgesagt.
Doch bald schon hat man vieles gewagt
und längst Vergessenes war – angesagt.
Radtour, Spaziergang – allein oder zu zweit,
Freunde anrufen oder zum Helfen bereit.
Es wurden wieder Briefe geschrieben
an alle die Lieben,
an die man oft und gern gedacht,
aber es hat bisher zu viel Mühe gemacht.
Plötzlich aber war genug Zeit
und es haben Gewissensbisse geplagt.
Nun – Gott sei Dank –
sind wieder Herzenswärme und Menschlichkeit – angesagt.





Erwin L.

Zeitreise

Vor einem Jahr plante ich meinen Urlaub, eine Reise in ferne Länder, voller Vorfreude, meine Feierabende verbrachte ich in vollen Kneipen, dicht gedrängt an der Bar, in den Straßenbahnen konnte man kaum atmen, die Leute berührten sich beim Stehen, meine Kinder teilten sich ihr Eis mit ihren Freunden, im Kino aßen wir Popcorn aus einer Tüte.

In einem Jahr werde ich mich fragen, ob eine Flugreise wirklich notwendig ist, und unsicher reagieren, wenn sich jemand dicht neben mich stellt, der Begriff Aerosole hat sich beklemmend in meinem Kopf eingebrannt. Ich werde weiterhin lieber mit dem Fahrrad fahren und zu Hause mit meiner Familie fernsehen. Zu meiner Erleichterung werden die Kinder ihr Eis mit ihren Freunden teilen und unbefangen das Miteinander und die Nähe genießen. Ich werde sie beneiden.

Was wird ?

„Ich rechne mit allem, auch mit dem Guten."

Annette Kühlmann
// Wernigerode
„Denkmal" in der Volksstimme
am 21.03.2020

Dieses Mal weiß ich gar nicht, was ich schreiben soll. Täglich, ja stündlich gibt es Neuigkeiten. Vor einer Woche war das Alltagsleben noch ziemlich normal. Am Montag schlossen Schulen und Kitas, Dienstag Geschäfte, öffentliche Einrichtungen. Ausnahmezustand. Wie wird es Sonnabend sein, wenn der Artikel in der Zeitung ist? Wie hoch die Zahl der Infizierten und Toten? Gibt es schon Ausgangssperren? Und nächste Woche? In einem Monat?

Wir wissen das Ende nicht. Wir wissen nicht, was es für uns persönlich bedeuten wird, für unsere Lieben, die Arbeit, die Gesellschaft. Das ist schwer auszuhalten. Leere Regale in Supermärkten zeigen mir unsere Unsicherheit und Angst. Plötzlich spüren wir, dass nichts selbstverständlich ist. Nicht der tägliche Spaziergang, nicht das Treffen mit dem Enkel, nicht das Einkommen. Auch nicht das Leben. Ein kleiner Virus, den niemand sehen kann, hat unsere große Welt auf den Kopf gestellt. Ich habe keinen einfachen Trost. Aber ich sehe Chancen. Der Pfarrer Dietrich Bonhoeffer formulierte 1943 im Gefängnis diese Worte: *„Ich glaube, dass Gott aus allem, auch aus dem Bösesten Gutes entstehen lassen kann und will."*

Es gibt immer mehr Menschen, die auch in dieser Krise Gutes sehen können. Viele kreative Ideen sind entstanden: Facebook-Gruppen und Telefonhotlines, wo man Hilfe erbitten und anbieten kann; Kerzen im Fenster und Gebete; Tafeln „Mut to go" mit Mutsprüchen zum Mitnehmen; Andachten und Konzerte auf YouTube. Eine Frau, die ihren Mann nicht mehr im Altersheim besuchen darf, schreibt ihm nach 54 Jahren Ehe wieder Liebesbriefe. Mit äußerem Abstand rücken Menschen innerlich zusammen, auch die Politiker. Wer weiß, was für mich persönlich noch kommt. Ich rechne mit allem, auch mit dem Guten.

Dorothee Fuchs
// Halle

Eine Frage der Haltung. Wie stets. Corona

Es ist da. Leise und schleichend. Unbarmherzig. Erst in China. Weit weg. Dann in Italien. Huch – wer hätte das gedacht? Österreich, Heinzberg, Nordrhein-Westfalen. Und dann ganz nah. Vermeintlich. Aber wir wissen es nicht. Es schleicht. Schleicht sich in die öffentlichen Verwaltungen und nimmt dort Gestalt an als ein Alb, der sich jeden Moment materialisieren kann. Und zwingt zu reagieren. Drastisch. Mit deutlichen Maßnahmen.

Wann wir es gemerkt haben? Verschieden wohl. Ende Februar wir, die mit der Risikogruppe zugange sind. Drei Wochen später der Vierzehn- und der Sechzehnjährige.

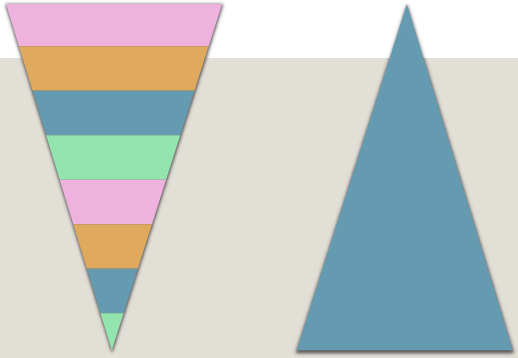
Die Normalität wird unterbrochen. Von nun an seid ihr auf euch gestellt. Seht zu, wie ihr euch bildet. Nichts muss, alles kann. Das ist anstrengend, Mama. Uns Schule organisieren. Ordnung halten im Elternsinne. Mittag kochen. Unsere Freunde nicht sehen. Und alles fällt aus. Das ist anstrengend. Und du siehst es nicht. Meckerst die ganze Zeit nur rum, was wir alles nicht gemacht haben.

Und die mit der Risikogruppe arbeiten, erleben sich in immer neue Fakten gestellt. Menschen schützen – wie radikal muss das sein? Vorsicht vor der körperlichen Begegnung. Maßnahmen zum Kompensieren. Technik als Hürde zunächst. Immer neue Liveticker und Pressekonferenzen und Besprechungen und Regelungen.

„Unterbrechung. Unterbrechung. Unterbrechung."

Und zu Hause rasselt es dann. Das kann nicht sein, dass es hier so aussieht. Bitte organisiert euch mal. Und du, lieber Mann, hör auf, so am Rad zu drehen. Du musst mal Pause machen. Kurz darauf geht dann nichts mehr. Der Macher kann nicht mehr machen. Nur noch unterbrechen.

Und ich? Ich kann nicht mehr. Neid auf alle, die jetzt zu Hause arbeiten. Nonstopp Arbeit. Dazu der Spagat mit den Kindern. Sorge um die Eltern. Alles andere auf Eis gelegt. Nicht mehr die sehen, die man liebt. Einfach dahin fahren, wo man will. Dahin



gehen, wo es richtig dünkt. Tun, was Perspektiven erzeugt. Ungezwungen einkaufen, treffen, gehen, atmen. Nach dem Schlag dann die Empörung, die über beschnittene Freiheitsrechte murrt und ob das alles nötig gewesen wäre, die den Schutz von einigen anders gewollt hätte und nun erst die Krise kommen sieht. Die Krise. Die Zäsur. Von der Normalität. Unterbrechung. Unterbrechung. Unterbrechung. Des Jammer-Schemas.

Alles steht still. So ruhig war die Stadt nie. So rein nicht der Himmel vom Kerosin der Flugzeuge. So achtsam die Menschen nicht miteinander.

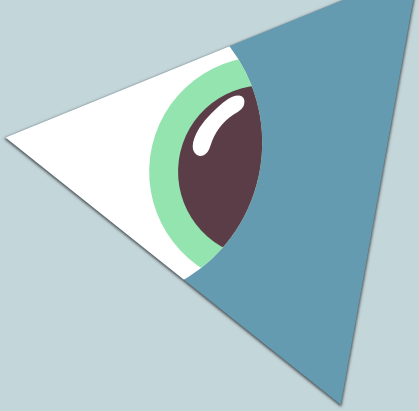
Der Vierzehnjährige und der Sechzehnjährige schaffen sich einen neuen Rhythmus, finden neue Formen auf dem Papier, eine neue Lust am Garten, neue Wege in der Stadt. Und sie können das: Fröhlich sein. Schöne Momente machen. Zusammen sind wir – drinnen und draußen. Und nachdem es gerasselt hat zwischen uns, reden wir neu miteinander – größer und echter.

Und die mit der Risikogruppe arbeiten, werden zu Verschworenen, entdecken die Qualität der einfachen Begegnung wieder, aber auch Technikmöglichkeiten und wie auch das Neue handelbar wird. Am Zahn der Zeit.

Nie blühte der Garten schöner und all die Corona-Gärten demonstrieren die Besinnung auf das vor der Haustür Liegende. Besinnung. In die Sinne kommen. Nie gab es mehr Streichungen in Terminkalendern. Zurück aus der Zukunft ins Jetzt. Hier sein. Die einfache Handlung würdigen. Brot backen. Spielen. Meditieren.

Sich auch wundern. Über die Kraft, die in der Krise steckt, das Sich-Erkraften des Mannes, der zu sich geht. Über die Zuwendung, die Alte neu erfahren. Über die kleinen Möglichkeiten und dass sie oft genug sind. Der Harz ist eine Tagesreise. Schönheit finden in der Nähe. Dinge einfach tun. Dinge. Einfach. Tun. Wir sind durchlässiger. Und dadurch näher. Eine Jahreszeit für die Liebe und die Erotik. Bei uns sein. Nichts planen und erreichen müssen. Da sein.

Und wenn es vorbei ist? Wann wohl? Das Loslassen weiterleben und die Unterbrechung immer wieder heiligen. Die Güte des Augenblicks mitnehmen in die Perspektive, die sich entwickeln darf. Nicht muss. Manches kann. Leise und sanft als Schöpfungswesen.



Adelino Massuvira João
// Suhl, Mosambik

Meine Gedanken zu Corona – ein Blick nach Mosambik

Es ist Mitte März 2020, die Welt ist mit einer heimtückischen Krankheit konfrontiert: COVID-19. Die Krankheit kennt keine territorialen Grenzen, sie betrifft alle – Arme, Reiche, Alt und Jung, Frauen und Männer, etc. und das Schlimme ist: keiner hat das passende Medikament dagegen, einige wissen einen kleinen Rat – es sind die Virologen, sie raten zu sozialer Distanz, Hände waschen etc. Ich denke: Doch, es gibt Hoffnung. Ein Freund schickte mir aus Mosambik einen schönen ugandischen Song auf Englisch. Dieser fängt wie folgt an: „The bad news is that everyone is a potential victim, but the good news is that everyone is the potential solution". Die schlechte Nachricht ist, dass jeder ein potenzielles Opfer ist, aber die gute Nachricht ist, dass jeder eine potenzielle Lösung ist.

Der Song ist eine Aufklärungskampagne afrikanischer Art. Als ich den Song hörte, hatte ich wirklich Hoffnung, dass Corona nicht viele Menschen betreffen würde. Tage später sah ich die schlimmen Fernsehbilder aus Italien und Frankreich. Auch in Deutschland wurden kurz darauf Menschen von Corona betroffen. Meine Hoffnung auf wenige Opfer schwindet.

Aus Mosambik bekomme ich die Nachricht, dass Cabo Delgado, im Norden Mosambiks von Corona heimgesucht wurde. Ich denke wieder: oh nein, nicht noch das. Die Menschen in Cabo Delgado leiden schon seit Oktober 2017 an bewaffneten Auseinandersetzungen zwischen den regierenden Soldaten und einer Gruppe unbekannter, bewaffneter und gesichtsloser Angreifer, die angeblich die „SHARIA", das islamische Rechtssystem, in Cabo Delgado einführen wollen. Es sind Terroristen, die von außen unterstützt werden und inländische Unterstützer haben. Dieser Konflikt hat mehr als 1.000 Todesopfer und nahezu 250.000 Binnenflüchtlinge gefordert. Deutschland und die Welt sprechen nicht darüber.

Ende März ruft der mosambikanische Präsident den Notstand aus. Nichts geht mehr im Land. Auch in manchen Regionen der Welt werden Landesgrenzen geschlossen, Flüge gestrichen. Auch mein nach Mosambik gebuchter Flug wurde gestrichen. Wie lange soll es so gehen, frage ich mich!

Die Menschen in Mosambik haben Mehrfachprobleme, bröckelnder Frieden, Corona, die Überschuldung des Landes, etc. Eines wissen sie: Krieg, Corona oder Überschuldung, alles ist tödlich und sie haben keine Wahl, was tödlicher ist.

Angesichts der Lage in Mosambik, der Anzahl von Toten in den USA und Brasilien, wo die Präsidenten Corona verharmlosen, frage ich mich manchmal, warum die Menschen in einem der zivilisiertesten Länder der Welt wie Deutschland gegen die sind, die ihre Gesundheit schützen wollen: die Regierung und Gesundheitsexperten, etc., die ihnen Orientierung geben. Ich bin froh, dass ich in diesem Land lebe, in dem nicht nur die Freiheit der Menschen, sondern auch ihre Gesundheit geschützt wird. Ich rufe dazu auf „so you are also the potential solution". Du bist also auch die potenzielle Lösung! Aus heutiger Sicht weiß ich nicht und auch keiner weiß, wie es weitergehen soll. Ich sehe mich als die potenzielle Lösung.

Isolde Rieche
// Halle

Kann ein winziges Virus die Welt verändern?

Gott der Schöpfer hatte alles gut gemacht. Die Erde für Pflanzen, Tiere und dann auch die Menschen als sehr geeignete Lebensgrundlage bereitet. Alles war so im guten Gleichgewicht. Alle konnten sich wohl fühlen. Für die Menschen gab es noch eine Art Gebrauchsanweisung: die Gebote, damit sie mit ihrem Leben klarkommen konnten. Sie sollten nicht habgierig werden und auch nicht Macht über andere ausüben. Sie sollten sorgsam mit der Welt umgehen.

Ob sie das taten? Nein! Es gab immer welche, die mit Gewalt über andere herrschen wollten. Und andere, die viel, viel mehr besitzen wollten, als sie zum Leben brauchten. Meist kam beides zusammen.

So passierte es, dass die schöne Welt, in der alles im Gleichgewicht war, erst langsam, dann immer schneller in eine Schieflage geriet. Die Wetterabläufe kamen aus dem Gleichgewicht. Entweder regnete es fast nicht mehr und alles verdorrte oder Überschwemmungen machten alles kaputt. Tiere verschwanden für immer und Wälder verbrannten oder vertrockneten. Menschen in manchen Gegenden verhungerten und lebten in unsagbarer Armut. Dagegen lebten viele in anderen Ländern in großer Wohlhabenheit. Sie hatten so viel zu essen, dass sie den größten Teil davon wegwarfen. Sie flogen mit Flugzeugen in weit entfernte Länder und stellten überall ihre Ansprüche.

Es gab aber auch Stimmen, die an die Gebote dachten. Sie mahnten zur Umkehr! Man solle doch sorgsam mit der Natur umgehen, sich überlegen, wie viel Energie ein Mensch nutzen sollte, überhaupt, sich die Frage stellen: Was brauche ich wirklich? Die meisten Diskussionen darüber endeten in Streitereien. Es änderte sich wenig oder gar nichts.

Und da passierte es! Ein winziges Virus, nicht einmal ein Lebewesen, nur mit einem Mikroskop zu entdecken, bringt alles, aber wirklich alles weltweit aus dem Ruder. Eine schreckliche Krankheit löst es aus, und niemand weiß etwas dagegen zu unternehmen. Auf einmal steht alles still. Alle müssen zu Hause bleiben. In den Fabriken darf keiner mehr arbeiten, Schulen und Kitas werden geschlossen.

Flugzeuge fliegen nicht mehr, der Himmel ist blau und nicht von unzähligen Strichen durchzogen. Man hat das Gefühl, die Welt hält den Atem an. Wie geht es weiter? Soll alles so werden wie bisher? Kann die Weltbevölkerung zur Vernunft kommen und für alle – Menschen, Tier und Pflanzen – eine weiter bewohnbare Erde gestalten? Sagen wir eines Tages wieder: „Die Erde ist gut!"

Ende Juni 2020. Inzwischen sind sieben Wochen vergangen. Corona bestimmt immer noch das Leben, aber vieles hat sich eingespielt. Kinder dürfen teilweise in Schulen und Kitas. Läden haben wieder geöffnet, in Bahn und Bus muss man Mundschutz tragen, in Geschäften und öffentlichen Einrichtungen auch. Alles versucht, wieder zum Stand vor der Pandemie zu kommen. Manche Stimmen mahnen: Die Umweltprobleme sind die gleichen geblieben. Die nächste Dürre kündigt sich an, Insekten werden immer weniger und die ehemals große Vielfalt an Pflanzen nimmt weiter ab. Das alles lässt sich noch weiter fortsetzen.

Die Frage an unsere Vernunft bleibt unbeantwortet: Schaffen wir das, was dringend notwendig ist?

Der Appell an uns, den nachfolgenden Generationen eine „Gute Erde" zu hinterlassen, verklingt er in den oft zu Recht gestellten Fragen an das aktuelle Leben? Allzu viele Striche durchkreuzen noch nicht den Himmel. Überlegen wir, wie viele weiße Streifen wirklich sein müssen und wo ein jeder von uns seinen Beitrag leisten kann. Corona ist noch nicht vorbei.

August 2020. Man hat das Gefühl, der normale Alltag ist immer mehr in Sicht. Es gehört eben dazu, beim Einkaufen im Laden, in der Straßenbahn, im Bus und Zug den Mundschutz zu tragen. Großveranstaltungen sind weiterhin untersagt, aber sehr viele Menschen fliegen wieder in den Urlaub, auch wenn der Himmel immer noch fast frei von Fluglärm und Kondensstreifen ist. Weltweit wütet die Pandemie noch immer, vor allem armen Menschen bringt sie viel Leid. Auch bei uns steigen die Infektionszahlen wieder. Wirtschaftlich haben alle Länder große Sorgen. Da geraten die globalen Umweltprobleme nicht gerade in den Vordergrund. Dabei sterben die Bäume in Wäldern, Gärten und Parkanlagen immer schneller. Über allem steht weiter ein großes Fragezeichen. Wie gehen wir mit der ehemals guten Schöpfung um?

Am 8. und 9. September 2020 konnten wir erstmals wieder die Frauenkreise in Klepzig und Halle / Büschdorf durchführen und nahmen dabei die obige Betrachtung zur Anregung von lebhaften Gesprächen.

Ulrich Grober
// Marl

Zwei Zwischenrufe aus der Zeit von Lockdown und Lockerung

„Eine nachhaltige Zukunft vor allem vom lebendigen Grün her denken!"

I.

Portal zu einer anderen Welt?

„Vor der Hacke ist es duster" – eine alte Redensart ging mir in den Tagen des Lockdowns durch den Kopf. Sie klingt etwas angestaubt, ja banal, trifft aber etwas höchst Relevantes, nämlich den Nerv unseres Zukunftsdenkens.

Die Hacke, von der hier die Rede ist, ist nicht das Werkzeug, mit dem der Gärtner den Boden bearbeitet, Saatgut einbringt oder Wildwuchs jätet. Gemeint ist vielmehr die Keilhaue, die Spitzhacke, mit der schon im Mittelalter in den Montanrevieren zwischen Harz und Erzgebirge die Bergknappen in den weicheren, brüchigen Felspartien ihrer Fundgruben das Erz abbauten. Die große Herausforderung: Beim Eindringen in den „Schoß der Erde" (eine uralte Metapher, bei der einem heute mulmig wird) die erzführenden Gänge aufzufinden, aufzuschließen und immer wieder aufs Neue ihren weiteren Verlauf zu erkunden. Im matten Licht seiner Grubenlampe erschließt der Hauer mit seiner Hacke einen unbekannten Raum. Wo er hinkommt, war vor ihm noch niemand. Doch die Adern mit dem begehrten Kupfer, Blei oder Silber verlaufen keineswegs in geregelten Bahnen. Auf jedem Meter Vortrieb können geologische Störungen und tektonische Verwerfungen auftreten. Unversehens wird der Gang unterbrochen. Die Ader reißt ab. Wo geht sie weiter? Die bergmännische Arbeit erfordert nicht nur gutes Werkzeug und viel Muskelkraft, sondern gleichermaßen Erfahrungswissen, Mut, Geduld und – Glück, im steten Bewusstsein, dass der nächste Hieb mit der Keilhaue an der Bruchfläche taubes Gestein freilegen kann – oder gediegenes Silber. Die Redensart meint also keineswegs: Die Zukunft wird finster. Sondern schlicht und einfach: Man weiß es nicht. Was kommt, ist ungewiss.

Die Zukunft ist ein unbetretener Pfad. Sie ist prinzipiell offen. Ständig ändern sich die Koordinaten. Wie es ausgeht, weiß man nicht. Prognosen sind schwarze Kunst. Sie sind Narrative. Meist handelt es sich um lineare Fortschreibungen der zum gegebenen Zeitpunkt gerade dominierenden Trends. Sie verkörpern das Wunschdenken der mächtigsten Akteure. Es verlängert einfach die Gegenwart in die Zukunft hinein. Zukunft wird nach dem Bild der Gegenwart modelliert. Im Heute identifiziert man Faktoren, die sich gerade dynamisch entwickeln und die man in den Fokus gerückt haben möchte. Dieser eine jeweils erwünschte Entwicklungspfad erscheint plötzlich als der einzig realistische, als alternativlos.

Doch die Grenzen zwischen Wunschdenken und vermeintlich realistischem Denken sind fließend. Ein Beispiel: Der Flugverkehr wird sich bis 2030 verdoppeln. Knallharte Prognose, noch vor kurzem fast unumstritten. Oder doch nur Wunschdenken der Airlines? Er wird sich

bis 2030 halbieren. Auch ein Narrativ. Nur Spinnerei? Oder nicht doch die realistischere Zukunftsvision? Dafür spricht: Die planetarischen Grenzen des Wachstums, die „Tipping points", die Punkte, wo es kippt, sind real. Mit Gaia ist nicht zu spaßen. Die Coronakrise ist dafür ein Lehrstück.

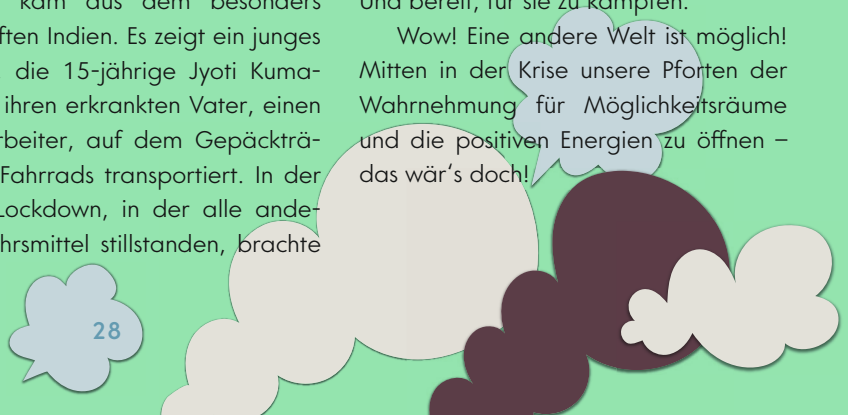
Momentan suchen wir fieberhaft nach der Reset-Taste. Wir wollen es wieder so haben wie vor Ausbruch der Krise. Ich verstehe diese Suche sehr wohl. Kaum jemand ist gegen diese Grundstimmung gefeit. Denn unsere Vorstellungen von Wohlbefinden, Stabilität, ja von Glück beziehen wir vor allem aus der Erinnerung, aus Momenten unserer Biografie, in denen es uns gut ging. Jetzt ist überall in Europa von „Wiederaufbau" die Rede. Fonds werden aufgelegt. Fabelhafte Geldströme sollen fließen. Wiederaufbau? Den Ausdruck verstehe ich in diesem Zusammenhang nicht ganz. Er erinnert an Nachkriegszeiten. Ich kann aber keine Zerstörungen von Bau- oder anderer Substanz erkennen. Eher im Gegenteil! Die Quarantäne hatte ein abruptes Aussetzen von vielen höchst zerstörerischen Praktiken zur Folge, nicht zuletzt einen Stopp der globalen Verkehrs- und Warenströme. Doch waren diese nicht längst außer Rand und Band geraten?

Bei dem Tunnelblick auf die Zahlen, Statistiken, Diagramme und auf die praktischen Vorkehrungen zum Schutz vor dieser Pandemie sollten wir eins nicht vergessen: Die schrankenlose Expansion menschlicher Infrastrukturen in die Habitate von wilden Pflanzen und Tieren war vermutlich die Ursache für ihren Ausbruch. Dem Übersprung des Coronavirus vom Tier auf den Menschen und der rasend schnellen Ausbreitung des Virus liegt eine weitreichende Störung des planetarischen ökologischen Gleichgewichts zugrunde. Ist das nicht der fundamentale Zusammenhang zur Erderhitzung und zur multiplen Krise des 21. Jahrhunderts insgesamt? So gesehen ist der Griff zur Reset-Taste nicht hilfreich. Wollen wir wirklich all die alten Praktiken mit ungeheurem Aufwand unter einem Rettungsschirm bergen, um „weiter so" zu machen? Oder nicht besser die Krise nutzen, um – wie die Klimaforscher fordern – „das Ruder herumzureißen", einen neuen Kurs einzuschlagen und endlich mit der „Großen Transformation" Ernst zu machen.

Die Coronakrise ist auch ein Lehrstück für die Macht der Liebe und die Größe der menschlichen Potenziale. Eins der anrührendsten Bilder aus dem globalen Lockdown kam aus dem besonders leidgeprüften Indien. Es zeigt ein junges Mädchen, die 15-jährige Jyoti Kumari, wie sie ihren erkrankten Vater, einen Wanderarbeiter, auf dem Gepäckträger ihres Fahrrads transportiert. In der Zeit des Lockdown, in der alle anderen Verkehrsmittel stillstanden, brachte sie ihn aus der Hauptstadt Neu Delhi in ihr heimatliches Dorf. Zehn Tage waren die beiden in der Gluthitze unterwegs. „Awesome", sagt man in der Sprache der Sozialen Medien – ehrfurchtgebietend. Ein Gedankenblitz: Opferbereitschaft muss oben anfangen! ist eine Lehre aus so vielen Krisen der Vergangenheit.

Schon Anfang April 2020 hatte die indische Schriftstellerin und Menschenrechts-Aktivistin Arundhati Roy in der Financial Times einen großen Essay veröffentlicht. Der Titel: „Die Pandemie ist ein Portal". Sie erzählt, wie der Lockdown von Anfang an vor allem das Leben der niedrigen Kasten der indischen Gesellschaft zur Hölle machte. Ihr Text schließt mit einem flammenden Plädoyer. Diese Pandemie, schreibt sie, ist ein „Portal, ein Tor zwischen einer Welt und der nächsten. Wir haben die Wahl: hindurchzugehen und die Kadaver unserer Vorurteile und unseres Hasses, unserer Datenbanken, unserer toten Flüsse und rußigen Himmel hinter uns her zu schleppen. Oder wir können leichtfüßig hindurchschreiten, mit wenig Gepäck, bereit eine andere Welt zu imaginieren. Und bereit, für sie zu kämpfen."

Wow! Eine andere Welt ist möglich! Mitten in der Krise unsere Pforten der Wahrnehmung für Möglichkeitsräume und die positiven Energien zu öffnen – das wär's doch!



II.

Gedanken aus der Sommerfrische

„Sommerfrische" – was für ein schönes altes Wort! Schon immer war sie ein Ort und eine Zeit für frische Gedanken über die Basics des Lebens. Was aber wäre existenzieller als die frische Luft selbst? Sie ist unser Lebenselixier und elementarstes Lebens-Mittel. Sie ist die wichtigste Komponente eines lebensfreundlichen Klimas. Doch warum kümmert sie uns so herzlich wenig? Der urbane Mensch des 21. Jahrhunderts verbringt an die 90 Prozent seiner Lebenszeit in geschlossenen Räumen oder Fahrzeugkabinen. Dort atmen wir Luft, die erwärmt oder gekühlt, gefiltert und mit technischen Mitteln reguliert und normiert – mit einem Wort „konditioniert" ist. Auf Dauer tut uns diese matte Luft nicht gut. Die aktuelle Pandemie brachte den Zwang zu Homeoffice und Quarantäne mit sich. Wir gewöhnten uns qualvoll an das Tragen einer Mund-Nasen-Maske. Die Bilder von künstlich beatmeten Patienten auf den Intensiv-Stationen lösten Furcht und Schrecken aus. Bringt uns dieser Schock endlich zu einem echten Wandel in unserer Beziehung zur Umwelt?

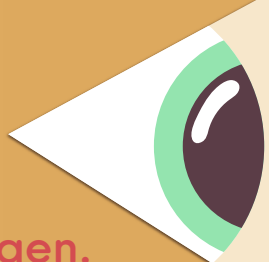
Was ist ‚frische' Luft eigentlich? ‚Frisch' ist die staubarme, pollenarme Luft der Küstenstreifen, der Mittelgebirgskämme und Hochgebirgsplateaus. Es ist die von Erdrotation und Sonneneinstrahlung bewegte, die zirkulierende, turbulente, aufgemischte, durch Wärmeströme und Kaltfronten, Aufwinde und Fallwinde chaotisch durcheinander gewirbelte, aus den Wildnisgebieten der Atmosphäre sich speisende Luft. Es ist das Sauerstoffmolekül, das vorgestern noch über die Geysire Islands oder die Wellenkämme der Biskaya fegte, vor Sekunden durch das Kronendach des Laubwaldes wirbelte, und das ich in diesem Moment begierig einsauge und über die Lungenbläschen in meine Blutbahn sende. Durch die Luft, die ich einziehe und ausstoße, bin ich Teil des unendlichen Gebens und Nehmens in der Natur, kommuniziere ich mit der Atmosphäre des blauen Planeten, mit dem Kosmos, in dem er schwebt.

Das Geheimnis des freien Atmens heißt: Bewegung. Sich an der frischen Luft bewegen, sie auf der Haut spüren, sie tief einatmen, stundenlang, bei Wind und Wetter, zu allen Jahreszeiten – darin liegt ein wesentlicher Impuls zum Wandern. Ausdauerndes Gehen aktiviert die Tiefatmung. Die kraftvolle körperliche Bewegung in frischer Luft ist die beste Atemtherapie. Die Aufwertung des Wanderns, die schon seit einiger Zeit anhält, wird nach Corona verstärkt weitergehen. Die neue Wertschätzung von Frischluftgebieten, von „Sommerfrischen", von Nahräumen ebenfalls.

Doch die entscheidende Lehre aus dieser quälenden Zeit der Pandemie scheint mir: Eine nachhaltige Zukunft vor allem vom lebendigen Grün her denken! Die gedankliche und materielle Basis ist längst da. Europa hat in den letzten Jahrzehnten ein groß angelegtes Netz von Rückzugsgebieten und von Wanderwegen für die Wiederausbreitung unserer heimischen Flora und Fauna geschaffen. Dieser „Netzausbau", in der EU „Natura 2000" genannt, ist von fundamentaler Bedeutung für die Integrität und Stabilität unserer Ökosysteme und damit unser aller Lebensgrundlagen. Er sollte in jedem Fall vor allen anderen Formen des Netzausbaus Priorität haben. Das bedeutet: das Primat von „Erdpolitik" (Ernst Ulrich von Weizsäcker) über all die geopolitischen Machtspiele, von „terrestrischer" Politik (Bruno Latour) vor der überzogenen Digitalisierung der Lebenswelt. Von den grünen Lungen des Planeten und Europas her denken, von den heimischen Wäldern und urbanen Grüngürteln her und nicht primär von den Geschäftsfeldern und Geldströmen eines Green Deal.

Jedes Fleckchen naturnaher Wald zählt, jeder Wasserspiegel, jede Frischluftschneise, jedes Stück Wildnis, ja jeder Gartenteich und Komposthaufen. Sonst rauben wir uns und den nachfolgenden Generationen die Luft zum Atmen – und den Trost der Bäume. So schließt sich wiederum der Kreis zu den anderen existenziellen Themen des 21. Jahrhunderts: Artensterben. Erderhitzung. Burn-out.

Cornelia Henke
// Magdeburg



Der Blick zurück auf das Gestern von morgen. Welche Veränderungen nehme ich wahr.

Es fällt mir schwer, die beklemmenden gesellschaftlichen Veränderungen zu verstehen, die sich in den letzten Jahren etabliert haben. Tot geglaubte Dämonen kämpfen sich aus dem Morast der Geschichte wieder an die Oberfläche. Kranker Nationalismus, Antisemitismus und Beschränktheit treten einen Siegeszug gegen Humanismus, Wissenschaft und Fortschritt an. Da wird ein Teil unserer deutschen Geschichte relativiert, dokumentierte Verbrechen und unsägliches Leid werden in Frage gestellt. Auch ich bin stolz auf meine Nation und meine Heimatstadt Magdeburg – auf die andere Seite unserer Geschichte: Die Werke unserer weltberühmten Wissenschaftler, Dichter und Denker, auf meine Familie und Freunde. Ich sehe mit Ehrfurcht auf Menschen, die in dunklen Zeiten die Würde unseres Landes verteidigt haben. Mein Vorrat an Papier reicht nicht aus, um alle die Namen der bekannten und unbekannten stillen Helden unserer Geschichte aufzuschreiben.

Erkennen wir den Zeitgeist? Oder werden wir als Kirche später wieder ein „Stuttgarter Schuldbekenntnis" formulieren müssen? So wie am 19. Oktober 1945, wieder eine Mitschuld einräumen müssen, weil wir gesellschaftliche Verwerfungen „übersehen", uns herausgehalten haben, den Exodus vieler Völker unkommentiert geschehen lassen? Es ist klar, wir können nicht die Welt und auch nicht alle Menschen retten, aber was halten Sie von einem „virtuellen 11. Gebot": *„Seid nicht gleichgültig, schaut nicht weg."* Am Ende bleibt die erschütternde Frage, wollen wir Deutschen eine dritte Diktatur?

Corona hat uns vor Augen geführt, wie es sich anfühlt, fremdbestimmt leben zu müssen, keine Wahl zu haben, einem unsichtbaren Feind gegenüberzustehen, der, selbst wenn wir alle bekannten Sicherheitsmaßnahmen konsequent einhalten, jederzeit tödlich zuschlagen kann.

Eine Prognose über das Danach abzugeben, ist fast unmöglich. Aber ich wünsche mir, dass in den nächsten fünf Jahren die Einschränkungen der Corona-Pandemie weltweit zu einem Umdenken führen, ein Zusammenhalt innen und außen erreicht wird, bei dem auch die schwachen, hilfsbedürftigen Mitglieder unserer Gesellschaft mitgenommen werden, dass man für die bedrückenden Probleme unseres Planeten und die kommende Rezession gemeinsame, intelligente Lösungen findet.

Ich möchte Ihnen eine wahre Geschichte erzählen. Auf den ersten Blick hat sie so gar nichts mit Corona zu tun – oder doch?

Was halten Sie von „Wunder"? Viele sagen achselzuckend, na, das ist halt Zufall. Andere würden das Wort Wunder nicht gebrauchen, sind aber dankbar für die Ereignisse, die punktuell und plötzlich ihr Leben zum Besseren verändert haben.

Der Duden erklärt das Wort wie folgt: *„Wunder übertreffen in ihrer Art, durch ein Maß an Vollkommenheit, das Gewohnte, Übliche so weit, dass es große Bewunderung, großes Staunen erregt"*. Gut, einverstanden! In der Bibel treffen wir ständig auf Wunder. Aber wie sollen wir Menschen des 21. Jahrhunderts diese Phänomene verstehen?

Durch unsere Kirchengemeinde hatten wir die Familie Müller kennengelernt. Viele litten damals noch unter den

„Am Ende bleibt die erschütternde Frage:

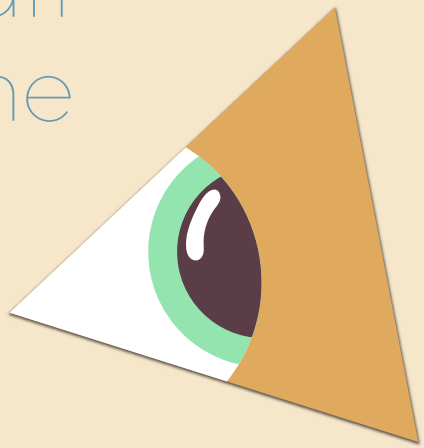
wollen wir Deutschen eine dritte Diktatur?"

Auswirkungen des 2. Weltkrieges und auch sie hatten einige schwere Schicksalsschläge erlebt. Allerdings gab es zwei überraschende, außergewöhnliche Ereignisse in ihrem Leben. Frau Müllers Bruder Willi war lange vermisst gemeldet. Dann kam die schreckliche Nachricht, dass er in Frankreich gefallen war. Kein Grab, kein Platz zum Gedenken. Viele Hilfsorganisationen versuchten die Schicksale der gefallenen Soldaten aufzuklären, aber in diesem Fall führten die Recherchen ins Leere. Dann kam völlig unerwartet ein Brief aus Frankreich. Eine Familie François schrieb, dass sie Wilhelm sterbend im Vorgarten des Hauses gefunden hatten. Er trug eine Halskette mit Kreuz. Weiterhin fanden sie seine Heimatadresse in Deutschland. Auch sie hatten einen Sohn verloren ... Die Kette und ein Bild von Wilhelms Grab, waren dem Brief beigelegt. Da es im Osten Deutschlands keine Reisefreiheit gab, konnte Familie Müller das Grab nie besuchen. Aber Vater, Mutter, Schwester und Schwager wussten nun, dass Wilhelm ein eigenes Grab hatte, auf das völlig fremde Menschen, in einem kleinen französischen Dorf, ab und zu liebevoll Blumen legten. Frau Müllers Vater hatten die Ereignisse des Krieges und die daraus entstandenen Verletzungen des Körpers und der Seele, zudem der Verlust seines Sohnes, immer mehr in einen Nebel von Depressionen eingeschlossen. Einige Jahre nach dem Krieg beendete er sein Leben selbst. Eine weitere große seelische Belastung. Doch obwohl diese Familie so viele harte Prüfungen überstehen musste, blieb sie fest in ihrem Glauben. Sie wurden überzeugte Kriegsgegner und für mich ein Zeugnis für glaubwürdiges, authentisches Christsein.

Ihr Sohn Andreas war sechs Jahre älter als ich. Er war sehr verschlossen und ein Einzelgänger. Die Jahre vergingen, und Andreas kam in das wehrdienstfähige Alter. An einem Montag, wir waren bei Frau Müller zum Kaffeetrinken eingeladen, sah sie sehr still und traurig aus. Meine Mutti fragte besorgt, ob es Probleme mit ihrer Gesundheit gebe oder die Oma wieder mit ihrem Rheuma zu tun habe. Sie schüttelte den Kopf und sagte bekümmert: „Andreas hat sich entschieden. Er wird den Wehrdienst verweigern".

Damals gab es nur zwei Alternativen, man konnte Bausoldat werden oder bei genereller Verweigerung war der Gang ins Gefängnis unausweichlich. Verbunden mit einer dieser Entscheidungen

„Ob wir als Gesellschaft in Freiheit leben, ist eine Entscheidung, die in unserer Hand liegt."



würden alle Karrierebestrebungen völlig aussichtslos sein. Ein Bausoldat wurde auch oft Spatensoldat genannt, war somit ein Angehöriger der Baueinheiten der Nationalen Volksarmee (NVA) der DDR. Der Dienst als Bausoldat bot den DDR-Bürgern eine Alternative, den Kriegsdienst mit der Waffe zu verweigern, die es in sonst keinem anderen sozialistischen Land gab. Es handelte sich aber nicht um zivilen Wehrersatzdienst!

Meine Mutti und ich waren erschüttert! Andreas würde ins Gefängnis gehen, mit allen Konsequenzen. Die Zeit verging. Noch war der Einberufungsbefehl nicht gekommen. Einige Monate später, Frau Müller hatte Geburtstag, gingen wir mit sehr gemischten Gefühlen zu dieser Feier. Sie bat uns herein, legte den Finger auf die Lippen und schob meine Mutti ins Wohnzimmer. Das kannte ich schon. Es wurde wieder geflüstert. Frau Müller und meine Mutti setzten sich. Ich verkrümelte mich mit einem Buch ans Fenster. Die Geschichte, die ich zu hören bekam, werde ich niemals vergessen:

„Hannelore, stell dir vor, was passiert ist! An dem Freitag vor vier Wochen, als Sturm und Regen einige Dächer abgedeckt haben, war Andreas unterwegs in Rothensee." Damals wurde Kohle meist lose geliefert und einfach auf die Straße gekippt. Andreas sah einen kleinen schmächtigen Mann, der versuchte, so gut es ging, trotz Unwetter seine Kohlen in den Keller zu schaffen. Andreas fragte, ob er ihm helfen könne. Ohne viele Worte brachten die Beiden Unmengen von Kohlen in den Keller. Danach wurde er hereingebeten und bekam zum Aufwärmen einen Tee. Es entwickelte sich ein freundliches Gespräch. Andreas erzählte, dass er als überzeugter Pazifist nicht zur Volksarmee gehen würde, egal, was es für Konsequenzen hätte. Der Mann runzelte die Stirn, hörte aber unaufgeregt zu. Als sich Andreas verabschiedete, sah der Mann ihn traurig an, zögerte und klopfte ihm dann auf die Schulter. Er sagte: „Sie werden keinen Einberufungsbefehl erhalten. Ich bin der Leiter des Wehrkreiskommandos." Er legte den Finger an die Lippen.

Egal, wie unsere Einstellung zu Wundern ist, Andreas hat nie einen Einberufungsbefehl bekommen. War es ein Wunder? Urteilen Sie selbst.

Epilog

Die Corona-Pandemie ist eine weltweite Seuche, die uns in eine zeitlich begrenzte Diktatur der Krankheit zwingt, aber ob wir als Gesellschaft in Freiheit leben, ist eine Entscheidung, die in unserer Hand liegt. Oder wollen Sie wirklich wieder flüstern und den Finger an die Lippen halten? ...

Christoph Kuhn [2]
// Halle

Bedrohungsgefühle und Gestaltungszuversicht [1] Ein Essay

Es ist April. Neulich dachte ich an einen Winter meiner Kindheit in den sechziger Jahren in Dresden, als die Familie zu fünft nur eins der beheizbaren Zimmer bewohnen konnte. Für uns Kinder spannend, für die Eltern beängstigend: Es würde wohl noch längere Zeit kalt bleiben, und die Kohlen gingen zur Neige. Vielleicht war der Ausnahmezustand nur regional begrenzt, offiziell gab es darüber keine Informationen. In der DDR ist immer irgendetwas knapp gewesen, aber existenziell wichtige Dinge waren meist bald wieder vorhanden, auch weil sie aus einheimischer Produktion stammten. Kommt es heutzutage zu Engpässen bei Medikamenten oder anderen täglich benötigten Dingen, liegt das an „ausgelagerter" Produktion, an Lieferketten, die bis in fernöstliche Regionen reichen und instabil werden können – was besonders in Krisenzeiten prekär ist.

Vergleiche mit vergangenen Zeiten und anderen politischen Systemen sind natürlich gewagt. Doch wenn aktuell vom „Herunterfahren des gesellschaftlichen Lebens" die Rede ist, zeigt sich, wie viel komplexer und damit fragiler, abhängiger und verwundbarer unsere Gesellschaft geworden ist.

Die Corona-Krise ruft – mehr als die Euro- oder die Klimakrise – Gefühle der Bedrohung und Angst hervor, die sich in der Gesellschaft „ansteckend" ausbreiten. Sie rückt uns direkt auf den Leib. Jeder will sich und seinen Angehörigen die neue, unbekannte Krankheit ersparen. „Hauptsache Gesundheit!" lautet schon immer der häufigste Wunsch.

Das Interesse an Informationen über Covid-19 ist groß und wird auf allen Kanälen bedient. Stündlich verändern sich die wissenschaftlichen Erkenntnisse und die daraus entstehenden Konsequenzen. Gleichzeitig verstärken die Nachrichten auch die Ängste, wenn die rasch um sich greifende Pandemie, als Seuche, größte Gefahr seit Jahrzehnten für die Gesellschaft, die Menschheit, eingeordnet, wenn sie mit SARS, Ebola und

der Spanischen Grippe verglichen wird und Anlass gibt, an die Pest zu erinnern; wenn die Bundeskanzlerin in ihrer ersten Sonderansprache von einer schweren Prüfung spricht, von der größten Herausforderung seit dem Zweiten Weltkrieg, die unsere Vorstellung von Normalität infrage gestellt; wenn wir Begriffe hören wie Bewährungs- und Belastungsprobe, heilsamer Schock, Stresstest für die Gesellschaft, absolutes Novum, historischer Markstein.

Verglichen mit der Klimakrise hört die Politik der meisten Staaten jetzt besser auf Expertenmeinungen, auf Forschungsergebnisse, und die Verantwortlichen reagieren vielgestaltig und relativ schnell: Dann muss es ja wirklich schlimm sein, sagen wir uns.

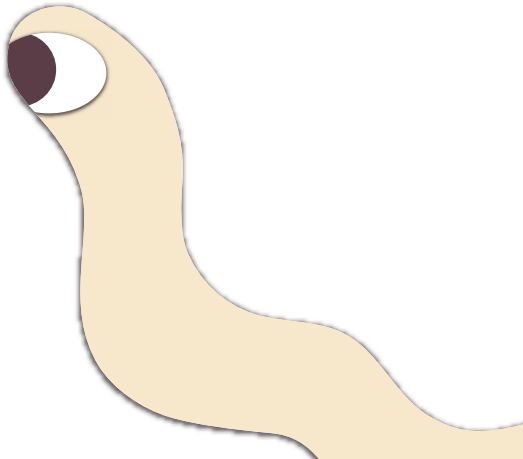
Einerseits beruhigen nicht-pharmazeutische Interventionen, also eilige drastische Schutzvorkehrungen zur Verlangsamung der Virusausbreitung: Grenzkontrolle, Streichung von Flügen, Verbot öffentlicher Veranstaltungen, Schließung von Schulen und Freizeiteinrichtungen, Einschränkung der Bewegungsfreiheit, Ausgangssperre, Ausrufung des Katastrophenfalls, des Ausnahme-, Alarm- oder Notstandsfalls, Mundschutzpflicht ... Andererseits wächst die Befürchtung, selber diese Krankheit zu kriegen – oder eine andere schwere, bei der einem dann nicht genug Hilfe zuteil wird, wenn sogar das Krankenhauswesen überfordert sein könnte.

Bedrohlich sind zudem die Epiphänomene: fehlende Schutzkleidung und -masken, der Mangel an Lebensmitteln wegen Hamsterkäufen. Und immer noch kursierende Verschwörungstheorien: Das Virus wurde in amerikanischen, chinesischen oder russischen Biowaffenlabors erzeugt; es dient als Brandbeschleuniger einer baldigen Revolution, die Maßregeln sollen das Volk auf einen Systemwechsel vorbereiten usw. – apokalyptische Fakenews, welche Menschen, die sich unkritisch informieren, zu falschem Verhalten verleiten und bei ihnen zusätzlich Angst schüren. Voraussetzung für richtige Information ist die Wahl seriöser Medien, geprüfter Quellen. Faktencheck.

An manchem Morgen wache ich mit dem Gedanken an Corona auf. Die Nachrichten beginnen mit dem Top-Thema, die Zeitungen sind davon voll, das Internet auch; in die Suchmaschine gebe ich nur „Co“ ein, und es wird (gleich nach „Commerzbank“ und „Kohlenstoffmonoxid“) zu „Coronavirus“ ergänzt; seit Wochen enthält jede dritte E-Mail die Absage eines Projekts, einer Veranstaltung oder Zusammenkunft ...

„Eine Gefühlslage zwischen Verharmlosung und Hysterie ist anzustreben; die Erkenntnis vom Ende der Unbeschwertheit.“

Unser Blick droht sich zu verengen. Fehlt uns nicht jetzt besonders in der „globalisierten Welt“ der Weitblick, der uns bescheidener, geduldiger, dankbarer machen könnte, der uns aber auch überfordert? Welche Probleme, Konflikte und Katastrophen finden außer SARS-CoV-2 noch ausreichend Beachtung? Die Not, der



Hunger in vielen afrikanischen Ländern, z. B. in Burkina Faso, oder in Südamerika, z. B. in Venezuela; das Flüchtlingselend auf Lesbos; der Krieg in Syrien; die Zerstörung des Regenwalds, überhaupt die ökologische Krise und die der wachsenden ökonomischen Ungleichheit.

Doch die ökologische Krise ist für die meisten Menschen der nördlichen Hemisphäre ein noch viel zu abstraktes, noch zu wenig erkennbares Phänomen – die Auswirkungen liegen für uns hier noch zu sehr in der Zukunft. Voraussagen der Wissenschaft sind das eine, sie zu verinnerlichen und in Maßnahmen bzw. Gewohnheiten umzusetzen, etwas anderes. Der April mag noch so sommerlich, das Missverhältnis zwischen Sonnenschein und Regen noch so groß sein – ohne Arg wird von schönem Wetter geredet. Solange Tempolimits nicht gesetzt sind, wird gerast; solange benzinbetriebene Laubgebläse nicht verboten sind, wird mit ihnen umhergelaufen; solange Heizpilze nicht verpönt sind, sitzen Menschen unter ihnen; solange Plastikverpackungen nicht unzulässig sind, werden sie mitgekauft – die Liste ließe sich lange fortsetzen.

Unser damaliges Wohnen in einem Zimmer war nicht nur kuschelig, brachte uns nicht nur einander näher, wir gingen uns auch auf die Nerven, der Rückzug war nicht nur Besinnung auf das Wesentliche. Aber das Ende der Ausnahmesituation war ja absehbar: Sobald es wärmer würde, müssten wir nicht mehr heizen, es wäre wieder mehr Platz für jedes Familienmitglied in anderen Zimmern, Freundinnen und Freunde dürften wieder eingeladen werden; und der Ausweg ins Freie lockte zunehmend.

Auch jetzt erwacht die Natur zu neuem Leben, während das „öffentliche Leben" fast erstirbt. Was passiert inzwischen? Wie stehen wir die epochale Katastrophe durch? Begreifen wir sie als Weckruf? Setzt sie Innovationen in Gang? Lernen wir in und durch die Krise etwas? Können wir aushalten, nicht zu wissen wie lange sie dauert?

Privat muss sie mit den Gefühlen der Beklemmung, der Einsamkeit durch Isolation, der Furcht vor Existenzverlust ausgehalten und irgendwie gestaltet werden. Eine Gefühlslage zwischen Verharmlosung und Hysterie ist anzustreben; die Erkenntnis vom Ende der Unbeschwertheit. Individuell verschieden sind die Herausforderungen an die Psyche, an Eigenschaften wie Geduld, Besinnung auf sich selbst und den engsten Familien- und Freundeskreis. (Es klingt widersprüchlich, dass wir trotz Kontaktsperre und vorgeschriebener Distanzwahrung aufgefordert sind, stärker zusammenzuhalten, weil wir alle doch „in einem Boot" sitzen.)

Jede Krise hat ihre Chancen. „*Krise ist ein produktiver Zustand. Man muss ihm nur den Beigeschmack der Katastrophe nehmen*", sagt Max Frisch. Eine völlig neuartige Situation eröffnet auch ungeahnte Möglichkeiten. Notgedrungen durch die Reduzierung des öffentlichen Lebens kann der Einzelne sich mehr mit Dingen beschäftigen, zu denen er sonst kaum gekommen wäre: Neubesinnung auf Muße, Kreativität, Fantasie und Träume. Neue Bezüge zur Welt zu entdecken, zur Natur, zu den Dingen, zur Wissenschaft, zur Kunst, zur Religion. Zu erkennen, mit wie viel weniger Konsumgütern, mit wie viel weniger Reisen – vorausgesetzt, wir konnten sie uns bislang leisten – wir eigentlich auskommen. Dafür in neue Beziehung treten zu sich

„Ein bequemes, bedenkenloses back-to-Business-as-usual darf es deshalb nicht geben."

selbst und zu anderen Menschen; Empathie und Gemeinwohlorientierung entwickeln, Sensibilität für das Wesentliche. Nimmt gar Zuversicht in der Not zu; Zuversicht, die Informations- und Problembewusstsein nicht ausschließt? Wo Gefahr ist, wächst das Rettende auch, sagt der zuversichtliche Friedrich Hölderlin.

Analog zur individuellen Krisen- und Nachkrisengestaltung ist jetzt auch die Gesellschaft insgesamt, die Wissenschaft, besonders die Politik und der Staat, angehalten, auszuhalten und zu gestalten. Jetzt könnte getan werden, was längst als überfällig notwendig erkannt ist. Zum Beispiel sollte Hilfe für Betriebe mit der Auflage verbunden sein, ressourcenschonend und nachhaltig zu produzieren.

Welche Systemfehler aus der Vorkrisenzeit sind in der Krise zu analysieren? Nicht allein die, die zur Krise geführt haben, sondern auch die, welche die nachfolgende ökonomische Krise schwer überwindbar erscheinen lassen – in erster Linie die imperiale Art des Wirtschaftens mit dem Wachstumszwang des Höher, Weiter, Schneller und der Maxime von Profit und Rendite.

In der Demokratie gibt es neben den moralischen Appellen an die Bevölkerung natürlich Streit unter den Expertinnen über die Gefährlichkeit der Pandemie oder über die wirkungs-vollsten Schutzmaßnahmen oder ihre Dauer; und unter den Politikern z. B. über die Höhe finanzieller Hilfe für nicht systemrelevante Unternehmen. Wie erwähnt, ist man sich überwiegend erstaunlich einig wie sonst selten, man hört aufeinander; in den Talkshows werden Meinungen sachlich ausgetauscht, das sonst dort übliche Parteiengezänk unterbleibt.

In autokratisch regierten Ländern wird weniger diskutiert. Gefahren können als Fakenews verworfen werden, bis sie nicht mehr zu bestreiten sind, woraufhin reflexhaft Dekrete und Notstandsgesetze erlassen werden, die die Demokratie aushöhlen oder zum Erliegen bringen. Mit ignoranten, inkompetenten und nationalistisch gesinnten Staatslenkern ist das zurzeit dringende Zusammenwirken nur eingeschränkt möglich. Bekommen die Globalisierungsgegner und Rechtspopulisten Auftrieb, oder geht die Demokratie gestärkt aus dem Stresstest hervor? Das hängt maßgeblich davon ab, wie sich die demokratischen Regierungen in der Krise bewähren und profilieren. Auch davon, ob über die aktuelle Krise hinaus konstruktiv geplant und gehandelt wird – präventiv im Hinblick auf neue Epidemien und schadensbegrenzend in Hinsicht auf die menschengemachte Klimakrise. Das hieße Reformen in der Bildung, der Agrarwirtschaft, des Gesundheitswesens,

[1] Dieser Text ist die gekürzte Fassung des Beitrags „Panzer zu Krankenwagen. Bedrohungsgefühle und Gestaltungszuversicht – Ein Essay" von Christoph Kuhn zu den Seiten „kunst+kultur" auf der Internetseite von ver.di: http://kuk.verdi.de/literatur/panzer-zu-krankenwagen-6769
Er wurde für die Zeitschrift „Briefe. Zur Orientierung im Konflikt Mensch – Erde", Ausgabe 2020/3, erstellt, die von der Internetseite der Evangelischen Akademie Sachsen-Anhalt kostenlos heruntergeladen werden kann: www.ev-akademie-wittenberg.de/briefe

[2] Christoph Kuhn, 1951 in Dresden geboren, lebt als Schriftsteller und Journalist in Halle. Mitglied des VS in ver.di und des PEN. Zuletzt veröffentlicht: Kein Weg zurück, Erzählungen, 2018. Poesiealbum 348, Gedichte, 2019.

des Wirtschaftssystems – eine neue Arbeits- und Produktionsethik. Ein bequemes, bedenkenloses back-to-Business-as-usual darf es deshalb nicht geben.

In diesen Tagen und Wochen erleben wir eine Entlastung der Biosphäre – unbeabsichtigt und gewissermaßen als Kollateral-Erfolg der Corona-Krise. Weltweit brechen Produktionszweige ein, der Energieverbrauch geht zurück. Die globale Mobilität, die die Pandemie erst mit möglich gemacht hat, verringert sich, durch jeden nicht geflogenen Kilometer, jede unterlassene Kreuz- und Autofahrt. Die Luft ist besser, die Gewässer klarer, der städtische Lärmpegel niedriger. Viele Länder werden dieses Jahr wohl ihre Klimaziele erreichen. Die Erde atmet auf.

Was Proteste nicht erreichten, gelang dem Virus: Das provokative Militärmanöver „Defender Europe 20" in Richtung russische Grenze wurde „kontrolliert beendet", eingestellt. Dafür sollten 20.000 US-Streitkräfte über den Atlantik geschickt werden. Das Manöver ist als größte „Verlegeübung" von US-Militär seit 25 Jahren konzipiert gewesen, zusammen mit 18 NATO-Ländern. Auch Truppenübungen in Deutschland wurden abgesagt.

Die Welt wird nach der Krise eine andere sein; sie sollte sich jetzt als Schicksalsgemeinschaft verstehen, schrieb kürzlich ein Zeitungskommentator. Jetzt und bald, und von jetzt an immer!

Andere sagen, der Mensch ist nicht geneigt, sich zu verändern. Alles wird wieder wie zuvor. Eine kathartische Wirkung der erzwungenen Nachhaltigkeit bleibt aus. Von Dankbarkeit, dass die Krise überstanden ist, nicht zu reden. Steigerungszwang, Wachstumswahn und Hektik kehren bald zurück nach dieser schnellsten Entschleunigung der Moderne.

Vielleicht erleben wir, über den Pausenmodus hinaus, doch einen Paradigmenwechsel – „den" Wendepunkt: „Vor und nach Corona", werden wir sagen. Und die Einsicht breitet sich aus, dass eine Veränderung des westlichen Lebensstils sowieso fällig war und dass mancher Verzicht auf Gewohntes auch ein Verlust von Entbehrlichem ist und durchaus ein Gewinn an Lebensqualität sein kann, an körperlicher und seelischer Gesundheit. Und vielleicht werden viele von der Lust ergriffen, die Zivilisation neu zu beleben. Und um zum Schluss noch einmal Hölderlin reden zu lassen: *„Ich glaube an eine künftige Revolution der Gesinnungen und Vorstellungsarten, die alles Bisherige schamrot machen wird. Und dazu kann Deutschland vielleicht sehr viel beitragen."*

Was macht die Krise mit meinen Gefühlen,
meiner Seele, meinem Glauben?

Innere
Leere oder
Nichts?

Anne Krueger
// Alsleben

HOFFNUNG

H interm Horizont geht es weiter
O hne Hoffnung wird es schwer
F inde einen guten Weg
F inde ihn zuerst für dich
N imm dir Helfer an die Seite
U nter einen großen Schirm
N ach und nach findet ihr die Richtung
G enau die richtige zum Ziel.

Anna-Maria von Elm
// Halle

gewittersturm in mir

farben verschluckend
und meine
heisere stimme
reißt
ecken und kanten
verhüllt sie
mit süßem gesang
will so dringend
mein herz
doch
darin schlummert
warme erinnerung
an
einen einzigen
sonnenstrahl

Anonym

Corona ...

Du hast mir meine Arbeit genommen
Nun sitze ich zu Hause rum
Meine Kinder sind auch immer da
Ich wusste vorher gar nicht, was sie den ganzen Tag so machen
Ich fühle mich fremd in meiner eigenen Wohnung
Ich fühle mich einsam zwischen den geliebten Menschen
Weißt Du eigentlich, was Du hier anrichtest?

Aaron
// Burg

Alltagsgedicht „Im Knast“

Tag für Tag die Stunden rennen
Keine will ich je verpennen

Schon früh um sechs, da ruft der Wecker
Der Schließer kommt pünktlich wie der Bäcker

Die Arbeit ruft, nun wird es Zeit
Nach sechs Stunden dann sind wir breit

Das Mittag kommt, wie gleich gewohnt
Das hat sich aber nicht gelohnt

Freizeitspaß und Abendessen
Das können wir meist auch vergessen

Einschluss ist ja schon um acht
Der Schließer kommt, die Türe kracht

Fernsehen schauen, bis die Augen brennen
Ins Bett gelegt und endlich pennen

Sophia L.

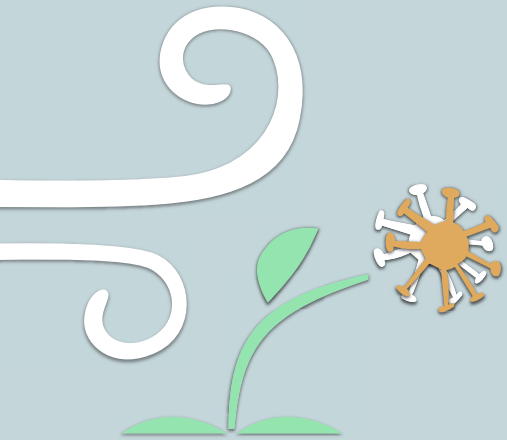
Corona vorbei?

Ich schaue mir meine Mitmenschen an,
dicht gedrängt beieinander
und frage mich:
Ist Corona vorbei?
Hat es Corona vielleicht gar nicht gegeben?
Ich höre Menschen, die sagen, es gäbe keine Pandemie.
Und aus Südamerika die Bilder der vielen Toten.
Ich höre Menschen, die fürchten, geimpft zu werden.
Der Ausweg als Angstszenario?
Ich würde das gerne verstehen.
Das alles.
Aber es gelingt mir nicht.

Ludwig Uhland

Frühlingsglaube Original

Die linden Lüfte sind erwacht,
Sie säuseln und weben Tag und Nacht,
Sie schaffen an allen Enden.
O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, sei nicht bang!
Nun muss sich alles, alles wenden.
Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag,
Das Blühen will nicht enden.
Es blüht das fernste, tiefste Tal:
Nun, armes Herz, vergiss der Qual!
Nun muss sich alles, alles wenden.

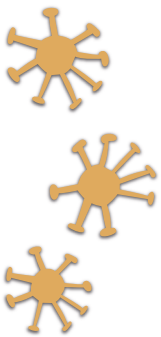


Annette Kühlmann
// Wernigerode

Frühlingsglaube Version 2020

Die kleinen Viren sind erwacht,
sie säuseln und weben Tag und Nacht,
sie schaffen an allen Enden.
Coronawind, o böse Plag!
Nun, armes Herze, geh und klag!
Nun muss sich alles, alles wenden.

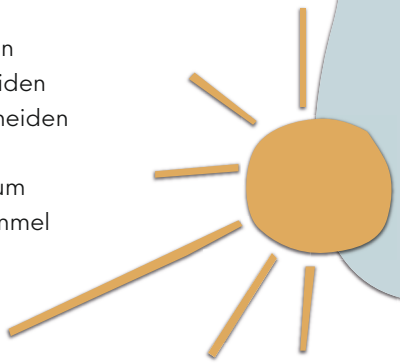
Die Welt wird röter mit jedem Tag,
man weiß nicht, was noch werden mag,
das Sterben will nicht enden.
Es stirbt im fernsten, tiefen Tal:
Nun, armes Herz, besieh die Qual!
Nun muss sich alles, alles wenden.



Christine Kölbel
// Berlin

Hilflos

Zwischen
Entscheiden
Und Scheiden
Sucht
Der Baum
Den Himmel



Der Morgen

Ein Aufatmen mit der Sonne
Ein Durchatmen mit dem Zeiger der Uhr
Ein Seufzer für das Spiel der vergangenen Träume
Die Stille
in Dir
und mir

Doris Zimmermann
// Magdeburg

Gedanken zur Zeit

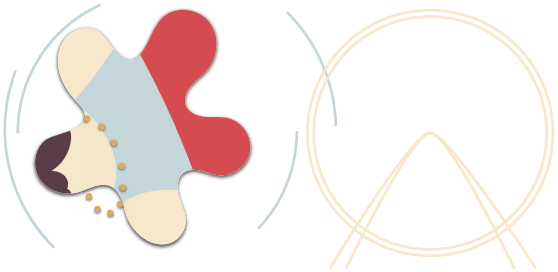
Ja, Viele haben echten Kummer,
er wird auch nicht so schnell vergehn.
Und doch gibt es einen Hoffnungsschimmer,
lässt neue Wege und Ziele entstehn.

Gemeinsam heißt das Zauberwort,
Kraft gibt der Zusammenhalt.
Wer alles besser weiß, nur denkt an sich,
lässt auch seine Kinder im Stich.

Sie wollen wieder frei spielen, lachen,
Zukunft haben, vieles besser machen.
Was nützt cool sein, Besitz und Ruhm,
wenn die Welt durch unser Tun …

Annette Kühlmann
// Wernigerode

Plötzlich isoliert



Ich sehe in der Coronakrise eine Chance zur Neuorientierung. Mir ist, als ob Gott uns ein großes Stopp gesetzt hat: „Halte mal an. Mache nicht so weiter wie bisher. Nicht in dem Tempo, nicht mit dem Druck, nicht mit dem ‚Schneller, Höher, Weiter'." Aus einem Hamsterrad kann man nicht aussteigen, es sei denn, das Rad hält an. Ich weiß, dass nun für viele ein anderes Hamsterrad in Gang gekommen ist: für Eltern mit Kindern, Selbstständige, medizinisches Personal. Ich weiß auch, dass Corona viele Opfer fordert. Aber es gibt auch die anderen: Diejenigen, bei denen das Rad angehalten hat. Zu ihnen gehöre ich.

Mein Hamsterrad vor der Coronakrise bestand aus vielen Terminen außerhalb meiner Arbeitszeit: Chor, Gemeindeveranstaltungen oder anderen Treffen und zu Hause aus termingebundenen Aufgaben. In der Woche vor dem Lockdown hatte ich jeden Abend einen Termin und an einigen Tagen zwei oder drei. Ich spürte, dass es zu viel ist, hatte aber keinen Mut abzusagen. „Das ist doch was Schönes", sagte ich mir. Aber es blieb kaum Platz für Leerzeiten.

Dann kommt die erste Absage wegen Corona. Ich bin erleichtert. Auch

„Aus einem Hamsterrad kann man nicht aussteigen, es sei denn, das Rad hält an."

bei der zweiten und dritten bin ich noch froh. Endlich Zeit zum Luftholen. Nach den nächsten Absagen bleibt nichts mehr übrig. Alle meine privaten Aktivitäten können nicht mehr stattfinden. Meine Arbeit nur noch im Homeoffice.

Allein. Außer beim Einkaufen oder Spazierengehen sehe ich keinen Menschen mehr. Kontakte nur noch über Telefon. Manchmal treffe ich mich mit meiner Schwester. Ich beneide die Familien und Ehepaare, die gemeinsam etwas unternehmen können. Nie vorher habe ich so stark gespürt, dass ich allein lebe. In meiner Wohnung nur ich. Niemand, der einfach da ist, mit dem ich mich austauschen kann, auf den ich Rücksicht nehme, der auf mich Rücksicht nimmt. Niemand, den ich umarmen kann. Mein Leben fühlt sich irgendwie falsch an, außerhalb des wahren Lebens. Ich schäme mich dafür. Das ist doch nicht normal, denke ich, was übersetzt heißt: Ich bin nicht normal. Die Selbstanklagen nehmen zu, und die Dunkelheit. Mein Trost ist, dass Gott bei mir ist und ich mit ihm reden kann. Beten hilft mir. Auch, dass ich für andere bete, denen es so geht wie mir. Aber das klappt nicht immer. Zeitweise halte ich das Beten nicht aus und fliehe vor mir: ins Fernsehgucken, Computerspielen, Essen, Schlafen. Dann kommen die Schuldgefühle. Das macht alles noch schlimmer. Ein anderes Hamsterrad.

Trotzdem bleibt das Grundgefühl, dass die Coronakrise eine Chance ist, mein Leben anzuschauen, zu prüfen, was gut ist und was ich ändern sollte. Nur langsam komme ich in diesen Prozess hinein. Eigentlich erst, als die Verzweiflung meine Scham überwiegt. Ich öffne mich einer Pastorin und erzähle ihr alles. Sie versteht mich, nimmt mir meine Schuldgefühle. Wir beten gemeinsam. Danach lösche ich das Computerspiel und höre mit den Selbstanklagen auf. Ich lasse das Vergleichen mit

anderen und alle sonstigen Versuche, meinem Leben auszuweichen. So neutral wie möglich betrachtete ich es: „Es ist nicht falsch, sondern genau so passt es zu dir“, sage ich mir. „Wenn Gott es anders gewollt hätte, wäre es anders gekommen.“ Ich wehre mich nicht mehr. Stelle mich meinem Leben.

Vielleicht ist das der Schlüssel, denn es wird leichter. Ich richte meine Aufmerksamkeit nicht mehr nach außen und auf andere, sondern nach innen. Und entdecke mein Leben neu. Lebe im Augenblick, nehme das Schöne bewusst wahr. Meine helle und ruhige Wohnung, das nette Telefongespräch, dass ich einer alten Frau eine Freude machen konnte, dass die Arbeit gelungen ist.

Jeden Tag kommt etwas dazu. Wenn ich nichts mehr als selbstverständlich ansehe, ist auch Kleines groß und kostbar. Vieles habe ich vorher nicht so intensiv wahrgenommen. Das ist mir bei einer Radtour besonders aufgefallen. Wie laut die Vögel in den Büschen zwitschern. Wie stark die Düfte auch während der Fahrt meine Nase streifen: Flieder, der leuchtende Raps oder andere Blüten. Mehrere Male setzte ich mich auf eine Bank und bestaunte die Natur: den blauen Himmel mit den hochgetürmten Kumuluswolken, die großen Laubbäume im alten Schlosspark mit ihren noch hellgrünen Blättern. So eine Fülle. So eine Ruhe. Auch in mir.

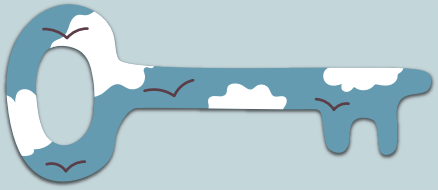
Immer mehr komme ich bei mir an. In meiner Freizeit mache ich Dinge, die mir gut tun: Schreiben, Fahrradfahren, Basteln, Aufräumen und die anliegenden Aufgaben. Auf einmal empfinde ich Freude im Alleinsein, bekomme ganz neue Ideen und Gedanken, genieße den Freiraum und die Stille. Dass ich Zeit habe und nicht gleich wieder los muss.

Auch die Menschen nehme ich bewusster wahr, wechsle nette Worte mit dem Kassierer, mache Witze mit der Arzthelferin. Regelmäßig fahre ich mit dem Fahrrad in eine alte romanische Kirche in der Nähe. Dort zünde ich eine Kerze an, bete, singe. Ich bin einfach da und spüre den Frieden mit Gott und mit mir. Ja, ich bin versöhnt.

Ich glaube nun, dass dieses Leben zu mir und meinem Wesen passt. Und dass ich gerade so auch anderen etwas geben kann. Weil ich mich in der Zurückgezogenheit erholen kann und Kraft tanke. Weil ich in dieser Zeit Worte finde, die andere Menschen berühren. Weil ich dann offen und ausgeglichen anderen begegnen kann.

Wenn ich noch einmal zurückschaue und meinen vollen Kalender sehe, wird meine Brust eng und ich spüre wieder das Hamsterrad. Jetzt weiß ich: dieses Laufen im Hamsterrad hat mir die Orientierung genommen. Ich wusste nicht mehr, wo oben und unten ist, was mir gut tut und was nicht. Ich dachte, dass ich mehr Kontakte brauche und suchte im Außen.

Jetzt weiß ich: Ich brauche weniger und muss innen suchen. Um das zu erkennen, half mir die Coronakrise. Sie ist mir zum Segen geworden. **Danke.**



„Auf einmal empfinde ich Freude im Alleinsein, bekomme ganz neue Ideen und Gedanken, genieße den Freiraum und die Stille.“

John Ebeling
// Burg

CORONA

Vor einigen Wochen für mich noch eine Neunziger-Jahre-Band ist der Begriff heute mein persönliches Unwort des Jahres 2020. Mit Ausdrücken wie „notleidende Banken“, „Rentnerschwemme“ oder „sozialverträgliches Frühableben“ kann Corona auf jeden Fall konkurrieren, sodass es mich nicht zu sehr wundern würde, wenn die Unwort-Jury in diesem Jahr eine nicht allzu schwierige Entscheidung zu treffen hätte – vorausgesetzt natürlich, dass diese sich pandemiebedingt überhaupt treffen darf.

Zu Beginn der Covid-19-Ausbreitung habe ich häufig den Satz gehört: „Es ist doch nur eine Grippe,“ und lange glaubte ich das auch. Der enorme mediale Aufwand, den diese „Grippe“ mit sich brachte, ließ mich allerdings umdenken. Tagein, tagaus berichteten die immer gleichen Nachrichtensprecherinnen und -sprecher über das immer gleiche Thema. Dabei war das Virus lange Zeit so weit weg. Aus den Weltkarten, die die Verbreitung des Virus zeigten, wurden Europakarten und allmählich die Bundesrepublik. Täglich färbten sich weitere Bundesländer im ausdrucksstarken Rot, bis auch Sachsen-Anhalt schließlich von Covid-19 umkreist war. Es schien eine Frage der Zeit zu sein, bis hier im Gefängnis Auswirkungen spürbar würden.

Wie zu befürchten war, betraf es die Besuche. Für mich sind diese kurzen Momente mit meiner Familie Kraftspender, *die* Möglichkeit neue Energie zu tanken, um den Gefängnisalltag zu überstehen. Nun sollte es diese Momente nicht mehr geben – auf unbestimmte Zeit! Eine der schwierigsten Erfahrungen meiner bisherigen Inhaftierung.

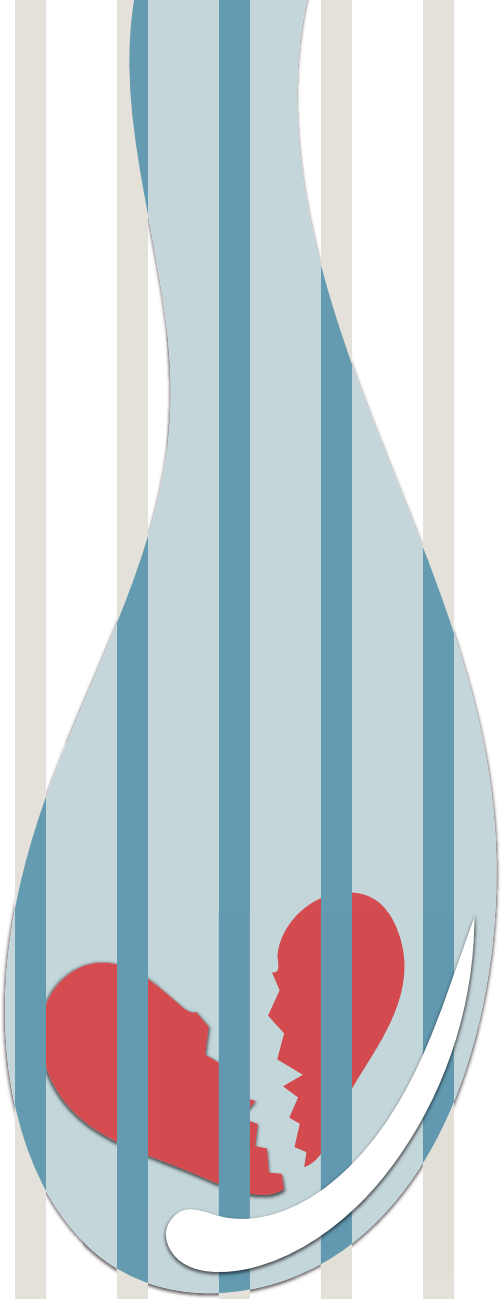
Natürlich ist es erbaulich, die Stimmen seiner Lieben am Telefon zu hören – obgleich es schon an Satire grenzte, dass nach Aussetzen der Besuche auch das Telefonsystem gewechselt wurde und somit zeitweise keine Anrufe mehr möglich waren. Aber ein Telefonat von wenigen Minuten ersetzt weder eine Umarmung noch den Blick in ein vertrautes Gesicht.

Eine weitere Corona-Einschränkung betraf die Arbeit. Als Näher der Schneiderei erlebte ich zunächst keinen Alltag ohne Beschäftigung. Vielmehr gehörte ich zu den wenigen „Covid-19-Leistungsnähern“. Wir fertigten Mund- und Nasenschutzmasken im Akkord. Eine solch stupide Tätigkeit habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht ausführen müssen. Zunächst überwog in mir ein gewisser Stolz, in dieser Krise meinen Beitrag leisten zu können. Doch aus hunderten wurden tausende Masken und die Eintönigkeit erschlug mich förmlich. Ich verlor zunehmend jene Kraft, die so wichtig ist, um dem Haftalltag nicht ausgeliefert zu sein. So musste ich im Sinne der eigenen Gesundheit die Arbeit aussetzen.

Es folgten schwere Wochen, in denen ich mich körperlich und geistig ausgebrannt fühlte. Recht ironisch: Auf meine Bitte um Auszeit reagierten die Verantwortlichen der Schneiderei mit folgendem Satz: „Die Arbeit stellt im Allgemeinen einen psychischen Ausgleich dar.“ Die Arbeit, die mich hat ausbrennen lassen.

Nach einer unfassbar langen Zeit ohne Besuche kamen die ersten Lockerungen. Eine einzige Person durfte für eine Stunde im Monat – maskiert und hinter einer Trennscheibe – zu Besuch kommen. Es gab keine Umarmung, das vertraute Gesicht war zur Hälfte bedeckt und man hörte schlecht, was sein Gegenüber erzählte. Aber es tat gut, denn auch wenn diese Trennscheibe noch so undurchdringlich erscheint – menschliche Wärme und Zuneigung lässt sie hindurch.

Die Zeit verging. Es waren nun bis zu drei Personen zulässig und mit jedem Besuch füllte sich mein Energietank etwas mehr. Der Haftalltag wurde wieder erträglicher. Doch noch ist diese Pandemie nicht überstanden!



paul17
// Burg

Corona oder die Seuche im Herzen

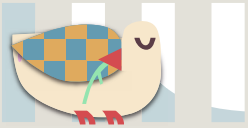
Wenn ich aus dem Fenster schaue, kann ich die Mauer des Gefängnisses sehen. Und wie so oft drehen sich meine Gedanken wieder um dieselben Dinge. Lange bin ich noch nicht in Haft. Und doch sind es gefühlt Jahre.

In meiner Zelle habe ich Bilder von meinen Kindern aufgehängt. Sie sind mein einziger Halt und geben mir Kraft, die Zeit hier durchzustehen. Die Angst vor dem Vergessenwerden zerfrisst mein Herz. Dabei liebe ich meine zwei Mäuse so sehr.

Durch die Medien habe ich von der Corona-Epidemie erfahren. Meine Angst ist groß, dass mein Opa oder meine Mutter krank werden. Tja, meine Mutter. Fünf Briefe habe ich ihr geschrieben, nie kam eine Antwort. Auch nicht zu meinem Geburtstag. Ich frage mich oft, was sie wohl gerade macht, ob sie manchmal an mich denkt …

Mein Herz ist gebrochen. In gewisser Weise ist es wie mit der Corona-Seuche. Nur bei mir ist es eine andere Krankheit, mit der ich mich herumschlagen muss. Ich sehe wieder aus dem Fenster. Die Sonne geht unter. Tränen rollen mir übers Gesicht. Mama, du fehlst mir so.

Alex
// Burg



Schwerer Abschied in der Coronakrise

Als ich am 2. Mai 2020 die Telefonnummer meiner Lebenspartnerin anrief, hörte ich nicht ihre Stimme, sondern die eines Freundes. Er erzählte mir, dass ich leider zweieinhalb Stunden zu spät anrufe. Ich fragte ihn „Warum?“

Er sagte mir, dass meine Lebenspartnerin um 10:37 Uhr bei einer Operation eingeschlafen sei.

Ich war wie vor den Kopf geschlagen. Meine Gefühle fuhren Achterbahn.

Erst nach und nach realisierte ich: von heute auf morgen keine Besuche, keine Telefonate und Briefe mehr. Für mich brach eine Welt zusammen. Ich fühlte mich innerlich leer.

Tagsüber unterdrückte ich meine Gefühle, lenkte mich mit Arbeit und Freizeitmaßnahmen ab. Aber abends, wenn ich allein in meiner Zelle eingeschlossen war, ließ ich meinen Tränen freien Lauf. Tagelang konnte ich nicht schlafen.

Als ich dann ein paar Tage später noch erfahren habe, dass ich aufgrund der Corona-Pandemie nicht an ihrer Beerdigung teilnehmen kann, wurde ich unendlich wütend.

Warum dies alles?

Es ist schon draußen schlimm, einen geliebten Menschen zu verlieren. Aber hier im Gefängnis ist es noch einmal etwas anderes.

Ich begann mit Gott zu sprechen. Eines Tages bekam ich Antwort auf all meine Ängste und Fragen. Plötzlich saß meine Lebenspartnerin draußen auf dem Gitter vor meinem Fenster. Sie sprach zu mir...

Seitdem glaube ich fest daran: Es gibt ein Leben nach dem Tod.

...

Mittlerweile habe ich durch eine Freundin erfahren, dass es meine Lebenspartnerin noch gibt... Es ist von ihr und einem Freund alles erstunken und erlogen.

Natürlich habe ich sie angerufen und sie darauf angesprochen, was das alles soll und ob sie wüsste, was sie da angerichtet hat.

Es kam nicht viel von ihr. Nur ein „Ich will keinen Kontakt mehr zu dir“, dann legte sie auf.

Es macht mich alles wütend und zugleich traurig. Wissen solche Leute, was sie damit anrichten?

Den Glauben an Gott habe ich trotzdem nicht verloren.

Michael Burgfels
// Burg

Gedanken zum Zeitgeschehen

Tag für Tag schaue ich gebannt die Nachrichten. Ein unbekanntes Virus hält unsere Welt in Atem. Wer hätte je gedacht, dass ein solch kleines neuartiges Virus so etwas vermag?

Ich sitze hier im Gefängnis, weit weg von draußen. Dennoch gehen mir viele Fragen durch den Kopf. Was werden die Folgen sein? Wohin wird uns diese Situation bringen?

Das Virus kennt keine Landesgrenzen. Sicher auch keine Gefängnismauern. Was geschieht, wenn es hier im Gefängnis ankommt? Sich hier verbreitet? Angst und Unsicherheit machen sich breit in mir.

Und bei allem frage ich mich: Kann dieses Zeitgeschehen auch eine Chance für uns Menschen sein? Für mich als Christ kommt eine solche Notsituation nicht überraschend. In der Bibel gibt es Texte, die davon berichten, dass solche Zeiten kommen werden. Ich wünsche mir, dass die Menschheit nach dieser Erfahrung in Eintracht zusammenleben kann. Andererseits: Die Weltgeschichte kennt viele solcher Zeiten. Ich bin ratlos, allein mein Glaube hilft mir ...

Stefan Kemper-Kohlhase
// Kläden

Lebenszeichen!

Ich sitze hier im Amtszimmer im Klädener Pfarrhaus vor dem Computer. Die Empfehlungen der Behörden wegen der Corona-Pandemie gelten und der nahe Kontakt ist nur noch zu den engsten Familienmitgliedern erlaubt. „Bleiben sie zuhause!“ kommt es aus allen Medien. Das fühlt sich an wie Gefängnis, Exil und erzwungene Einsamkeit. Dabei würde ich doch gerne meinen Mitmenschen zum Geburtstag gratulieren, ihnen Trost spenden, wenn jemand verstorben ist oder einfach nur mal ein paar aufmunternde Worte über den Gartenzaun sagen. Unsicherheit prägt das häusliche Leben, denn ich höre von Hamsterkäufen, Corona-Partys und der Situation in Italien. Die Lage ist ernst und ich denke an die Familienangehörigen, Freunde und Bekannte in der Ferne. Ich denke an die Kranken und Alten im Johanniter-Krankenhaus oder in der „Neuen Heimat“ in Bismark. Ich denke an die Menschen, die in vorderster Front stehen, die Ärzte und Pflegekräfte, die Verkäuferinnen in den Apotheken und Lebensmittelläden, aber auch an die „Hilfs-Engel“, die für ältere Leute Einkäufe machen oder einfach nur über Telefon, Internet oder per Brief Kontakt halten.

Aber das ist nur mein kleines Blickfeld vom Schreibtisch aus. Wie sieht es wirklich in den Städten, Regionen und Ländern aus? Und wie in den Herzen? Ich will mich nicht hoffnungslos machen lassen, denn Angst ist kein gutes Gefühl und kein guter Ratgeber.

Der Psalm 91 der Bibel scheint wie für diese Situation geschrieben: *Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzt und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibt, der spricht zu dem HERRN: / Meine Zuversicht und meine Burg, mein Gott, auf den ich hoffe. Denn er errettet dich vom Strick des Jägers und von der verderblichen Pest. Er wird dich mit seinen Fittichen decken, / und Zuflucht wirst du haben unter seinen Flügeln. Seine Wahrheit ist Schirm und Schild, dass du nicht erschrecken musst vor dem Grauen der Nacht, vor dem Pfeil, der des Tages fliegt, vor der Pest, die im Finstern schleicht, vor der Seuche, die am Mittag Verderben bringt.*

Man möchte direkt in die Zuversicht und Hoffnung einstimmen mit Dietrich Bonhoeffers Lied „Von guten Mächten!“

Von guten Mächten wunderbar geborgen,
erwarten wir getrost, was kommen mag.
Gott ist bei uns am Abend und am Morgen
und ganz gewiss an jedem neuen Tag.

Dies Lied ist ein vertontes Hoffnungsgebet! Daran können wir uns festhalten. Und ich muss in meinem Schreibtisch-Exil bekennen. „Nicht alles ist abgesagt, wenn das öffentliche Leben zum Erliegen kommt!“ Hoffnungslosigkeit und Einsamkeit siegen nicht. Es bleiben die „Familien-Hilfs-Engel“ mit ihrer Fürsorge, mit ihrer Liebe und mit ihrem Wohlwollen. Es bleiben Lesen, Musik, Sonne, der Frühling, der eigene Garten oder Rundfunk und Fernsehen. Und es bleibt Gott. An den Herrn können wir uns wenden. Der kürzeste Weg zu Gott geht über das Gebet, die Bibel und das Gesangbuch.

Und sollten sie Redebedarf haben, so wenden sie sich jederzeit vertrauensvoll an meine Kolleginnen und Kollegen aus der Region und an mich.

Christian
// Burg

Meine Corona-Zeit 2020

Als das Jahr 2020 in Deutschland begann, war alles normal. Aber was ist schon normal? Ist es der immer gleiche Ablauf von Ereignissen an einem Tag? Früh aufstehen, frühstücken, arbeiten, Termine wahrnehmen? Hier im Gefängnis ist der Ablauf anders als im normalen Leben draußen: Sechs Uhr ist Lebendkontrolle, so heißt es, wenn der Beamte morgens die Zellentür öffnet. Dann fertig machen für die Arbeit, die bis 12:30 Uhr geht. Danach gibt es Gruppentherapien, Freizeit- und Sportmaßnahmen.

Mit Beginn der Corona-Pandemie war vieles nicht mehr möglich, wie im Leben in Freiheit auch. Die Arbeit wurde eingestellt, ebenso die Gruppentherapie und Einzelgespräche. All das fand erst einmal nicht mehr statt.

Mit meinen Gedanken war ich oft draußen. Ich machte mir große Sorgen um meine Eltern. Sie sind nicht mehr die jüngsten und haben schon gewisse Erkrankungen. Vor dem Lockdown kamen sie mich im Gefängnis einmal im Monat für zwei Stunden besuchen. Dann wurden auch die Besuche für uns Gefangene ausgesetzt. Mehrmals in der Woche konnten wir telefonieren. Jetzt im August sehen wir uns endlich nach vier Monaten für eine Stunde wieder. Es wird eine Trennwand zwischen uns geben – und definitiv Abstand. Ich kann mir das noch gar nicht vorstellen und befürchte, dass es der unpersönlichste Besuch werden wird, den wir seit meiner Zeit hier im Gefängnis hatten. Aber wenigstens findet er statt und ich freue mich sehr darauf! Irgendwie wünscht sich ja jeder die Normalität zurück. Aber ist es nicht sinnvoll, die Normalität langsam wiederkommen zu lassen?

Bettina Köpcke,
// Buenos Aires, Argentinien

Gedanken zu meiner Quarantäne - Buenos Aires

Beunruhigung, auf allen Ebenen. Persönlich, ganz innen in mir, aber auch ringsrum, z. B. durch: Die Intensität des Konfliktes über die Frage, wie soll man die Epidemie nehmen: ernst, sehr ernst oder als falschen Alarm mit niederträchtigen Hintergedanken bzw. als wohlkalkulierten und weltweiten „sanften" Putsch, um weitreichende Kontrolle einführen zu können, die ohne die Angst vor Ansteckung und Tod unmöglich durchzusetzen wäre und die als Voraussetzung für eine geplante menschenverachtende Weltherrschaft gedacht ist?

Diese Debatte macht einen großen Teil meiner Beunruhigung aus, auch weil mich die Intensität, mit der einige FreundInnen von mir in Deutschland diese Position vertreten, mich geradezu an die 60/70er Jahre erinnert, als ich die Mechanismen des Kapitalismus verstehen gelernt hatte und mich über alle aufregte, die das nicht sehen wollten, denen es nicht so wichtig war. Nur dass ich diesmal unter denen bin, die „es" nicht sehen wollen, die es nicht so wichtig nehmen, die einfach weiterleben wollen, so gut es eben geht unter den gegebenen Bedingungen. Aber die Frage bleibt und bohrt.

Dazu kommt, dass ich hier in Argentinien nicht über diese Beunruhigung sprechen kann, denn ich werde sofort in einen Topf geworfen mit dem ranzigsten Teil der aktuellen Opposition zur Regierung, und mit der will ich allerdings nichts zu tun haben. Es gab mehrfach große Demonstrationen, mit und ohne Autos, und immer mit viel Radau und Gehupe und sehr aggressiver Schreierei gegen die angebliche „Infectadura", sprich Diktatur der Regierung, zu deren Rechtfertigung die Infektionsgefahr benutzt werde. Davon kann keine Rede sein, jedenfalls nicht zur Zeit, und dennoch ... es sterben Menschen alleine, wegen der Infektionsgefahr, es werden Menschen festgenommen, weil sie die Quarantäne nicht einhalten und es sind Menschen in solchem Polizeigewahrsam umgekommen.

Aber bei dieser Opposition geht es vor allem um die Wut über den Verlust der Macht, den die reiche Rechte des Landes in den Wahlen letztes Jahr hat hinnehmen müssen. Sie wollen ihre Privilegien wieder, nicht die Rechte für alle. Viele unter ihnen rechtfertigen noch heute die tatsächlich menschenvernichtende Diktatur, die von 1976 bis 1983 hier geherrscht hat.

Das ökonomische Desaster: Wir sind privilegiert, haben ein festes monatliches Einkommen (Rente), aber den meisten hier im Lande geht es nicht so. Sie leben von dem, was sie täglich erarbeiten im „informellen" Gewerbe. Jeden Tag sehen wir mehr Leute, die auf der Straße schlafen und leben. Mein Lebensgefährte ist zum ersten Mal hier im Viertel überfallen worden. Ihm ist nichts weiter passiert, aber ...

Zusammenleben: Wir leben zu dritt in einer kleinen Wohnung mit Balkon, mein Lebensgefährte, unser Kater und ich. Unser Kater wurde krank, und erst nach drei Wochen ging's ihm wieder gut und er wurde erneut freundlich verspielt und zugewandt. Ich denke, er war es nicht gewohnt, uns ständig um sich

zu haben. Schließlich ist er der Herr der Wohnung und wir stören sicher oft. Und wir beide sind es natürlich auch nicht gewohnt, ununterbrochen zusammen zu sein. Das ist nur in den Ferien so, aber unsere Ferien finden gewöhnlich auf Reisen und Wanderungen statt, nicht in der 3-Zimmer-Wohnung. Also, es herrscht alles andere als Ferienstimmung. Wie machen das die Familien mit Kindern in den Armenvierteln? Viele Menschen auf kleinem Raum zusammengedrängt, fehlende sanitäre Ausstattung, Wassermangel und vor allem Geldmangel und also Hunger – furchtbar.

Das Internet: Ich habe erst mit 40 Jahren und mit ziemlichem Widerwillen den Umgang mit dem Computer gelernt, ihn dann aber durchaus schätzen gelernt und seit Jahren schon kann ich es mir nicht mehr gut vorstellen, ohne Internet zu leben. Aber heute lebe ich nur noch im Internet und mit den Augen auf dem Bildschirm! Kontakte mit Freunden, auch hier in der Stadt, nur per Whatsapp, mühsame Umstellung auf Unterricht mittels „zoom", für dessen Vorbereitung ich viele viele Stunden am Computer sitze, sogar Yoga über zoom und Zeitungen lesen sowieso nur noch im Internet. Diese Abhängigkeit von der guten Qualität der Internetverbindung, vor allem beim Unterricht – was wäre, wenn das Internet abgestellt wird, nicht funktioniert?

Fehlender Körperkontakt: Seit fünf Monaten arbeite ich nicht mehr mit Patienten, untersuche niemanden mehr mit meinen Händen, höre keine Lebensgeschichten mehr. Aber vor allem umarme ich niemanden mehr. Hier umarmt man sich bekanntlich ständig, beim Begrüßen, beim Verabschieden und zwischendurch, wenn's einem danach ist. Nichts mehr. Meine 92-jährige Freundin, mein praktisch einziger deutschsprachiger Kontakt, wohnt eine Stunde Busreise von mir entfernt auf der anderen Seite der Stadt und hört so schlecht, dass whatsapp oder Telefon unmöglich sind. Ich habe Mann und Katze im Haus, das ist viel wert, aber andere sind alleine.

„Aber vor allem umarme ich niemanden mehr. Hier umarmt man sich bekanntlich ständig, beim Begrüßen, beim Verabschieden und zwischendurch, wenn's einem danach ist. Nichts mehr."

Ungewissheit: Wann werde ich wieder nach Europa oder Mittelamerika reisen können? Meine Reisen haben viele Funktionen, vor allem die Versicherung meines Kontaktes zu Freunden und zu meiner Geschichte. Mein Lebensgefährte hat seit sieben Monaten eine Enkelin in Italien, und wir kennen sie nur über den Bildschirm. Mageres Kennen, wann werden wir sie erleben und in die Arme nehmen können?

Vielleicht ist es mehr das Überraschende der Ungewissheit, die Tatsache, nicht damit gerechnet zu haben, dass uns „sowas" wie diese Epidemie mit all ihren Folgen passieren könnte.

Wohltuendes: Illegales Treffen mit drei Freunden zum Mittagessen auf der Terrasse. Nach drei Monaten ohne „wirklichen" Kontakt, ein wohltuendes Erlebnis! „Laaanger" Spaziergang, als Einkaufen getarnt, wobei ich einen mir bisher kaum bekannten Stadtteil kennenlerne und mich an meine endlos langen Wanderungen durch Paris erinnere, damals, als ich noch jung und die Welt auch nicht in Ordnung war. „Sport", zu dem mich mein Lebensgefährte manchmal und gegen meine Trägheit animiert: Wir laufen in dem einsamen Treppenhaus die sechs Stockwerke des Gebäudes, in dem wir wohnen, rauf und runter und kommen ins Schnaufen und Schwitzen. Zum Lohn ein bisschen Gymnastik auf der Dachterrasse, die vor Covid-Zeiten nicht betreten werden durfte.

Christa-Luise Kramer†
86 Jahre und 10 Monate – so richtig Risiko-Gruppe!
// Magdeburg

Gedankensplitter

„Er, der Tod, gehört nicht mehr zum Leben, wie noch in den Zeiten unserer Großeltern."

Stellen wir ein Warnschild auf und machen einen Zaun drum herum – Zu besichtigen: So sehen die aus, die so alt wurden?? Wer möchte das wohl?

Diese Risiko-Gruppe nicht. Und auch von denen, die jetzt die neuesten Maßnahmen mit Mundschutz und Handschuhen verordnet haben, wird das wohl nicht erwünscht sein. Aber wie weiter?

Aber abgesehen davon, dass es zu wenige dieser Utensilien gibt – wie erreicht man die Akzeptanz der Leute, einen solchen Mundschutz zu tragen? „Maskenpflicht" heißt es. Wie kommt es, dass z. B. die Menschen in Japan damit keine Probleme haben? Man kennt die Geschichte des Landes nicht. Man weiß nicht, dass Japaner praktisch mit dem Mundschutz in der Handtasche aufwachsen. Schließlich ist es dort „unanständig", sich in der Öffentlichkeit die Nase zu putzen. Dazu geht man gefälligst auf die Toilette! Allerdings gibt es in Japan auch an jeder Straßenecke eine Toilette (im Gegensatz zu hier!) – in unterschiedlicher Qualität – aber immerhin. Deshalb trägt jeder Japaner von klein auf auch einen Mundschutz, wenn er oder sie einen Schnupfen hat und kann damit selbstverständlich umgehen. Ob dieser Tradition eine leidvolle Pandemie vorausgegangen ist oder ob es einfach „Anstandsregeln" sind, hab ich bisher nicht erfahren.

Ich weiß auch nicht, ob in anderen orientalischen oder asiatischen Ländern die gleichen Sitten üblich sind und warum. Ich bitte um Entschuldigung, wegen der schlechten Handschrift. Ich wurde gestört, weil der Fernseher lief und ich nicht gerade multitaskingfähig bin. Es ging natürlich um Corona und eventuelle Maßnahmen. Ich frage mich, ob wir tatsächlich alle erst einmal eine solche Infektion durchlaufen müssen, um anschließend immun zu sein oder tot ...

Schillers „Glocke" fällt mir ein: *„Ich bin, spricht jener, zu sterben bereit"* – aber bitte doch nicht jetzt? Und gleich? Nicht wegen eines solchen dahergelaufenen Virus? Ich habe noch soooo viel vor. Ich will noch viele Geschichten schreiben ... Es wartet seit Jahren Stoff bei mir auf Zeit zum Schreiben! Ich wünsche Ihnen viel Gutes! Passen Sie auf sich auf ! Herzliche Grüße aus Stadtfeld! Corona vor und zurück!

Bei Hüsch findet man auch eine solche Passage, in der es heißt, dass der Tod doch bitte *„nicht gleich"* kommen möge. Zu meinem 70. Geburtstag bekam ich einen Glückwunsch, der das auch zum Ausdruck zu bringen versuchte: „Im Prinzip ja, ich weiß, dass ich sterben muss – und bin auch gar nicht dagegen, mein Leben war gut so, es ist sicher genug, aber bitte doch nicht gleich!" Es dürfte wohl den meisten Menschen so gehen. Sich mit dem Tod zu beschäftigen, ist den meisten Leuten unangenehm. Davor schrecken sie zurück. Er, der Tod, gehört nicht mehr zum Leben wie noch in den Zeiten unserer Großeltern. Deshalb sind viele Mitmenschen dann auch so hilflos, wenn sie auf dem Friedhof stehen und von lieben Angehörigen Abschied nehmen müssen. Da können jetzige Erfahrungen die Chance sein, das zu lernen, damit umzugehen. Aber ob das nachhaltig wirkt, möchte ich bezweifeln, aber dennoch darauf hoffen. Ich melde mich bald einmal wieder.

Andreas Rau
// Haldensleben

Hoffnung

Ein Wort wie ein Fluch!
Mitten im Tod glauben, dass es doch Leben gibt – für mich?
Mitten in der Hölle festhalten, dass es doch Himmel gibt – für mich?
Inmitten trüben, grauen, unendlichen Nichts vertrauen, dass doch Licht kommt – zu mir?

„Gott ist Liebe."

Hohn, kalter zynischer Hohn.
Der Tod grinst; die Hölle lächelt; das Nichts kichert.
Sie amüsieren sich prächtig:
„Die größte Lüge, die je ausgesprochen wurde."

„Gott ist Liebe."

Ein Wort, das eine Unterschrift trägt.
Unterschrieben mit Blut, Tränen, Schmerz, Nichts, Hölle, Tod.
Unterschrieben mit dem verzweifelten Schrei: Warum?
„Warum hast du mich verlassen?"

Für mich?
Für mich verhöhnt, bespuckt, geschlagen, gequält, gekreuzigt, getötet?
Für mich?

Es gibt nichts anderes. Keinen noch so winzigen Funken Hoffnung.
Nur diesen einen: den, der dort hängt und schreiend stirbt.

Er ist tot und es ist Nacht.
Was bringt mir diese Nacht?

Maria

Joachim Garstecki
// Magdeburg

Ein anderer Blick auf die Corona-Krise

Das Corona-Virus hat nicht nur zu einem Gottesdienst-Verzicht auf Zeit geführt. Es hat eine erstaunliche geistliche Vielfalt von „Not-Lösungen" erzeugt, die als Geschenk des Heiligen Geistes und als Ausdruck der Kreativität mündiger Christinnen und Christen, Priestern wie Laien, dankbar angenommen wurden. Darin steckt Potential für die Zukunft. Was der traditionelle katholische Hospitalismus gern als Katastrophe für den Glauben einstuft, den Ausfall der sonntäglichen Eucharistiefeier, erleben viele Gemeinden bereits als Normalität, auch ohne Corona. In den Urwäldern des Amazonas kommt ein Priester oft nur einmal im Jahr vorbei, ohne dass sich die Gemeinden dort von Gott verlassen fühlen müssen. Der Magdeburger Bischof Feige legte mit seiner Frage, ob *„unsere Gottesdienstausfälle nicht fast Luxusprobleme"* seien, den Finger auf den neuralgischen Punkt: eine fatale binnen-kirchliche Fixierung unseres Glaubens, der aus den Latschen zu kippen droht, wenn Ausnahmezustand ist. Vergessen ist die österliche Frage: *„Was sucht ihr den Lebenden bei den Toten?"* (Lk 24,5).

Der tschechische Theologe Thomas Halik (Jg. 1948) ist dieser Frage nachgegangen. Er wirkte in der Zeit des Kommunismus als „Untergrund-Priester" in Prag und weiß, was geschlossene Kirchen und blockierte soziale Kommunikation bedeuten. Halik ist überzeugt, dass die leeren Kirchen der Corona-Krise ein Zeichen dafür sind, dass eine bestimmte, historisch gewordene Gestalt des Christentums zu Ende geht. Sie zeigen *„den Kirchen (...) eine möglich Zukunft auf, die eintreten könnte, wenn die Kirchen nicht ernsthaft versuchen, der Welt eine ganz andere Gestalt des Christentums zu präsentieren. Zu sehr waren wir darauf bedacht, dass ‚die Welt' (die anderen) umkehren müsste, als dass wir an unsere eigene ‚Umkehr' gedacht hätten ..."*. Halik schlägt vor, *„das jetzige Fasten von den Gottesdiensten und vom kirchlichen Betrieb als einen kairos anzunehmen, als eine Zeit der Gelegenheit zum Innehalten und zu einem gründlichen Nachdenken vor Gott und mit Gott"*.

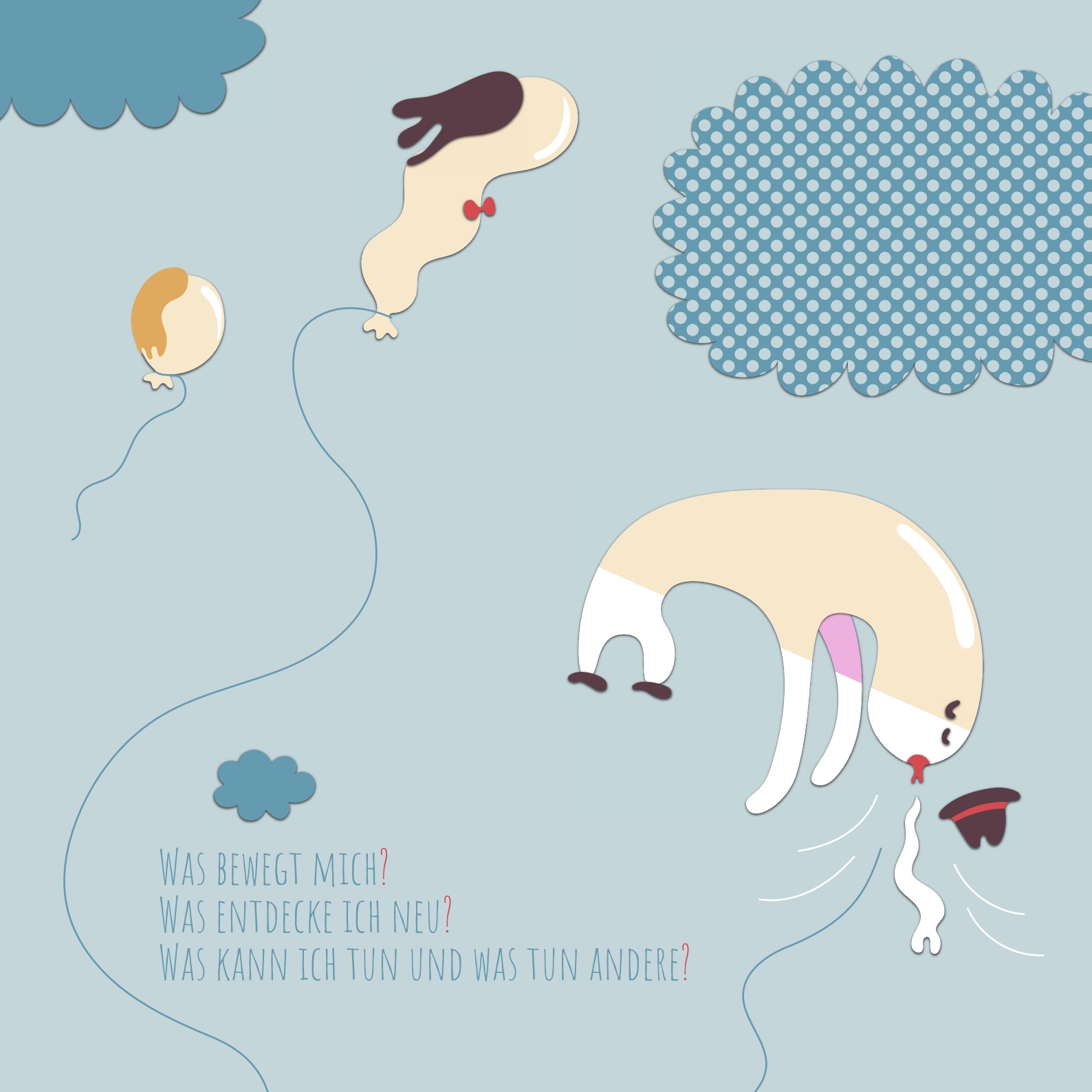
Also gerade nicht Mobilisierung möglichst vieler Ersatz-Liturgien aus dem religiösen Fundus von gestern, sondern Öffnung der Augen für die „Zeichen der Zeit", um Neues entstehen zu lassen. Woran glauben wir, wenn wir „Gott" sagen, und was ändert sich dadurch für unser Leben? Das ist vermutlich das einzige, was Menschen interessiert, wenn wir aus der Komfort-Zone Gottesdienst demnächst wieder nach draußen vor die Tür treten.

Da sind wir in guter Gesellschaft. 2013, einen Tag vor seiner Wahl zum Papst, zitierte der argentinische Kardinal Jorge Mario Bergoglio aus der Apokalypse des Johannes: *„Christus steht vor der Tür und klopft an"* (Offb 3,20). Um hinzuzufügen: *„Heute klopft Christus aus dem Inneren der Kirche an und will rausgehen"*. Thomas Halik ergänzt: *„Vielleicht hat er das gerade getan. Vielleicht zeigt diese Zeit der leeren Kirchen den Kirchen symbolisch ihre verborgene Leere auf."*

Leserbrief für den TAG DES HERRN, Katholische Kirchenzeitung Leipzig, Nr. 24/2020 vom 14. Juni 2020 unter der Kategorie „Leere Kirchen – kirchliche Leere"

„Vielleicht zeigt diese Zeit der leeren Kirchen den Kirchen symbolisch ihre verborgene Leere auf."

Bewegt sein, bewegt werden und andere bewegen



Was bewegt mich?
Was entdecke ich neu?
Was kann ich tun und was tun andere?

paul17
// Burg

Das Gittervirus

Wer die Freiheit im Herzen spürt, sieht keine Gitter. Nun ist es ja bekanntlich etwas anders mit der Wahrnehmung. Ich habe oft versucht, mir die Gitter wegzudenken. Gelungen ist es mir bisher jedoch nicht. Was das mit diesem Corona-Virus zu tun hat? Ganz einfach! Viele Menschen ignorieren die Schutzmaßnahmen und wundern sich hinterher, wieso sie krank werden. Es ist quasi ein Wunschdenken, wie auch das Nichtsehen der Gitter an den Fenstern im Gefängnis. Sehr viele Menschen sind krank geworden. Das Virus zerfrisst die Lungen. Die Gitter zerfressen unsere Seelen und machen uns depressiv. Aber anders als beim Corona-Virus gibt es dafür ein Heilmittel. Bei mir sind es die Poesie und die Musik, die mich vergessen lassen, dass ich gefangen bin. Und eines Tages singe ich meine Lieder wieder in Freiheit.

Basti
// Burg

Mein Beitrag in der Corona-Krise

Am 17. März 2020 wurde die Arbeit hier in der Justizvollzugsanstalt bis auf weiteres vollständig eingestellt. Am 25. März 2020 habe ich mit einem Kollegen der Schneiderei für ein Krankenhaus in Sachsen-Anhalt Probemasken geschnitten und zum Nähen vorbereitet. Wir schnitten ca. 2000 Masken, die bis zum 31. März 2020 genäht wurden. Zwei Wochen lang produzierten wir dann täglich 2000 Stück. Dann folgten 25 Tage ohne Arbeit. Am 25. Mai 2020 konnten wir wieder unserer normalen Produktion nachgehen, mit geringer Arbeiterzahl und unter Hygieneauflagen. Seit dem 17. Juli 2020 dürfen wieder zwanzig Arbeiter zeitgleich arbeiten – aber mit Hygieneauflagen, wie zum Beispiel alle Oberflächen reinigen. Mittlerweile ist weitestgehend wieder alles im Normalzustand. Jeden Tag etwas Neues, aber so wird es nicht langweilig. Das nehme ich gern in Kauf, denn ich weiß am Tagesende, dass ich einen Teil zum Schutz aller Bürger beitragen konnte. Und ich werde auch weiter mein Bestes geben, denn zusammen schaffen wir alles.

Anne Krueger
// Alsleben

Einfach „Danke" sagen

In dieser „verrückten" Zeit ist fast nichts mehr an seinem Platz, wobei sich die meisten kaum wegbewegen dürfen von ihrem Platz, aus ihrem Heim. Andere werden weit über das normale Maß gefordert, stehen an erster Stelle, tun ihr Möglichstes, immer im Hinterkopf, dass sie in Gefahr sind wie sonst niemand. Wir kennen diese Helden und Heldinnen (fast) alle, begegnen ihnen mit Dankbarkeit, Freundlichkeit, Respekt und .... Abstand. Es sind die Kassierer*innen, Verkäufer*innen, Postzusteller*innen, Ärzte*innen, Pfleger und Schwestern und andere. Aber auch unsere Ordnungshüter*innen sind ganz nah dran und müssen, wenn wir es auch nicht verstehen, manche Leute ermahnen, die Krise ernst zu nehmen, weil sie nur so irgendwann in die Knie zu zwingen ist. Leichtsinn, Großspurigkeit, sich dumm verhalten sind fehl am Platz. Das nützt auch im Normalfall niemandem, erst recht nicht jetzt, wo insbesondere Großeltern unendlich traurig sind, weil sie ihre geliebten Enkel nicht mit „Puderzucker bestäuben" können.

Lasst uns freundlich und auch hoffnungsvoll sein. Bedanken wir uns bei allen, die sich täglich bemühen, die „Sache" in den Griff zu bekommen, zu helfen und zu regeln. Wir helfen uns und allen, indem wir zuhause bleiben und jeden Rat befolgen, wenn das auch schwerfällt. Leicht ist später wieder, leicht, doch mit Augenmaß, runter vom hohen Ross, stattdessen Pony reiten, kleinere Brötchen backen.

Ingeborg Zumpe
// Halberstadt

75. Geburtstag

Ich, mit einer Zahl
Im Kopf
Und in den Gliedern
spürbar ...

Schwer zu begreifen:
Es geht nicht mehr so!

Mein Lebenstempo
hat sich verändert.

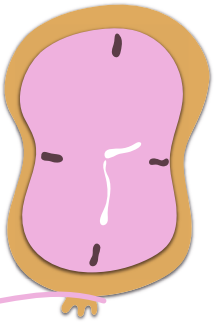
In Gedanken
möchte ich schon noch
Bäume ausreißen.
Aber meine Kraft
reicht höchstens noch
zum Blumenpflücken.

In den Medien
Jugend und Schönheit.
Das Leben diktiert
etwas anderes!

75 Jahre haben Spuren
hinterlassen.
Ich muss lernen,
meine Grenzen anzunehmen.

Barbara Harnisch
// Blankenhain

Auszüge aus einem Corona-Tagebuch



Donnerstag, 27. Februar. Matthias hat eine Fotoausstellung in der hiesigen Kirche und im Dorfgemeinschaftshaus geplant. Seit November haben wir Bilder ausgesucht, gedruckt und aufgezogen. Am 5. April soll die Vernissage sein. Die Einladungskarten sind aus der Druckerei gekommen.

Mittwoch, 4. März. Die Zahl der Toten durch das Coronavirus ist in Italien auf 34 gestiegen. Das teilte Zivilschutzchef Angelo Borrelli am Sonntag in Rom mit.

Mittwoch, 11. März. Wir wollen mit dem Hängen der Bilder für die Ausstellung beginnen. Gestern und heute habe ich großen Kirchenputz veranstaltet. Nun kann es losgehen.

Freitag, 13. März. Nachmittags meldet sich unsere Pfarrerin: Ab sofort sind alle Gottesdienste und kirchlichen Veranstaltungen bis zum 19. April im Kirchenkreis Weimar abgesagt. Ich bin entgeistert: am 12. April ist Ostern, das wichtigste Fest der Christenheit, und die Kirchen sind geschlossen! Ich hänge eine entsprechende sachliche Mitteilung in den kirchlichen Schaukasten. Nun müssen wir also unsere Ausstellungseröffnung am 5. April absagen. Bisher hatten wir noch gemeint, dieses kleine, lokale Kulturereignis könnte vielleicht eine Mini-Oase in der verordneten Kulturwüste darstellen. Also auch vorbei!

Samstag, 14. März. Ich drucke einen Bibelspruch, einen Liedvers und ein Gebet aus einem Internetforum auf buntes Papier und hänge alles in den kirchlichen Schaukasten, zusammen mit den Sendezeiten für Gottesdienste und Andachten und verschiedenen Telefonkontakten. Vielleicht nützt es irgendjemandem.

Sonntag, 15. März. Früh kommt im MDR ein Radiogottesdienst aus dem Magdeburger Dom. Domprediger Jörg Uhle-Wettler hält die Predigt. Der Landesbischof spricht ein Grußwort. Der Gottesdienst findet ohne Gemeinde statt, aber eine kleine Jugend-Akademie singt eine Telemann-Kantate, eigentlich wären jetzt die Magdeburger Telemann-Tage. Der Prediger erinnert daran, dass 1683 die Pest in Magdeburg wütete. Telemanns Vater war Pastor und ging zu den Menschen hin. Er starb früh, 1685, Georg Philipp war da erst vier Jahre alt. Nachmittags laufen wir von Großschwabhausen an den Bahnschienen entlang ins Mühltal. Wie erhofft, sehen wir dort vor den von der Sonne erwärmten Kalkfelsen die ersten Zitronenfalter. Es sind deutlich mehr Menschen hier unterwegs als gewöhnlich – zu Fuß oder mit dem Rad. Jena auf dem Waldspaziergang. Abends zeigt das Fernsehen Papst Franziskus, der zu Fuß mit wenigen Begleitern durch das menschenleere Rom pilgert – eine einsame Gestalt im weißen Ornat. Sein Ziel ist die Kirche San Marcello al Corso. Dort gibt es ein altes Kruzifix, das 1522 bei Pest-Prozessionen durch die Ewige Stadt getragen wurde, bis die Seuche nachließ. Vor diesem Kreuz betet er lange.

Mittwoch, 18 März. Wir fahren noch einmal zum Großeinkauf in den Supermarkt. Toilettenpapier ist aus und wird einige Zeit Mangelware bleiben. Auf dem Rückweg überholen wir zwei Radfahrer – jeder hat ein Paket Toilettenpapier auf dem Gepäckträger. Da herrliches Frühlingswetter ist, werfen wir gegen 17 Uhr den Grill an. Der Dax ist weiter auf 8442 Zähler gefallen, das sind 30 Prozent in neun Tagen. Das wird zunächst der tiefste Stand sein.

Donnerstag, 19. März. Ab heute werden die meisten Geschäfte geschlossen. Ausgenommen sind der Lebensmittelhandel, Getränkemärkte, Banken, Postfilialen, Apotheken, Drogerien und einige andere. Die Lufthansa-Gruppe,

einschließlich ihrer ausländischen Töchter, stellt ihren Flugbetrieb fast vollständig ein und lässt ab sofort 700 von 770 Flugzeugen am Boden. Das Fernsehen zeigt Konvois von Militärlastwagen, die Särge von Bergamo in andere italienische Städte bringen, weil die Krematorien überlastet sind. In dieser Stadt von einer Größe wie Jena stirbt jede halbe Stunde ein Mensch an Corona.

Freitag, 20. März. Mehrere Architektur- und Planungsbüros teilen uns mit: Ab Montag, dem 23. März, werden sie ins Homeoffice gehen.

Sonntag, 22. März. Wir haben auf unsere Nachrichten über die Verschiebung der Fotoausstellung sehr viele Rückmeldungen bekommen, darum schreibe ich diesen Rundbrief:

„Ihr Lieben, in der letzten Woche haben wir so viele Mails und vor allem Briefe und Karten erhalten wie sonst nur zu Weihnachten. Wir sind ganz gerührt. Darum möchte ich einen kurzen Bericht über unser Da-Sein für alle verfassen und dann noch persönliche Grüße ergänzen. Ja, wir haben Matthias' Fotoausstellung nun nicht aufgehängt und werden das später nachholen. Ihr bekommt dann nochmals Bescheid mit neuem Termin. Am vorigen Wochenende haben wir nach dem Motto ‚wer weiß, wie lange das noch geht' mit meiner Mutter den 91. Geburtstag gefeiert. Da seit dem Besucheransturm nun eine reichliche Woche um ist und es den Eltern gut geht, sind wir erleichtert. Da sieht man, wie schnell sich die Perspektiven ändern. Ja, es ist notwendig, die Exponentialfunktion der Krankheitsfälle über der Zeit möglichst flacher zu bekommen, damit das medizinische System nicht zusammenbricht. Aber: Mich erschreckt auch, wie schnell und widerstandslos sich auf einem ganzen Kontinent die gesellschaftlichen Spielregeln ändern lassen. Und ich bin besorgt, wie unsere politischen Systeme mit den Folgen klarkommen werden. Die Hoffnung ist, dass auch diese Situation eine Chance birgt: Schaut mal zum Himmel. So ein makelloses, klares Blau haben wir dort seit Jahrzehnten nicht gesehen. Vermutlich sind alle Meteorologen gerade emsig beschäftigt, Wetterdaten ohne Kondensstreifen zu sammeln. Die Ortsbürgermeisterin hat uns am Dienstag erklärt, dass wir zur Risikogruppe zählen und nach der Ausrufung des Ausgangsverbots nicht mehr selbst einkaufen gehen dürfen. Daraufhin haben wir am Mittwoch noch eine dienstliche Rundreise durch einige Dörfer nördlich von Gotha gemacht … Danach haben wir noch eingekauft und sind nun für drei Wochen bestückt. Uns geht es blendend hier auf dem Land: Vorhin haben wir einen langen Spaziergang von Neckeroda zum Spaal und zurück gemacht. Und selbst wenn wir nicht mehr raus dürften, haben wir das große Haus und die beiden Gärten, in denen es gut zu tun gibt und in denen der Frühling mit seiner Blütenpracht eingezogen ist … Die geplante Schwarzmeerreise mit Bahn und RoRo-Schiff haben wir abgesagt und die Hotels storniert. Matthias findet nun, er könnte sich vorstellen, dass Rente auch ganz schön ist … Noch vor drei Tagen habe ich mich über den Kontrollverlust aufgeregt – niemand weiß, mit welcher Ungeheuerlichkeit die Regierenden am nächsten Tag um die Ecke kommen werden. Inzwischen finde ich die Einschränkung von Handlungsalternativen erleichternd, und das wiederum alarmiert mich. So sind wir wohl alle voll widerstreitender Gedanken, auch voll Sorge und Austausch täte not. Lasst uns die Kontakte pflegen, auf allen Wegen, die wir haben. Bleibt behütet!"

Samstag, 28. März. Wir telefonieren mit Tochter Ulrike. Sie steht in der Woche jeden Tag wie gewöhnlich um viertel sechs auf, halb sechs sitzt sie am Computer und hat, bis sie das Frühstück für die Kinder richtet, schon einen Arbeitsblock von zweieinhalb Stunden absolviert. Dann versorgt sie Karl mit Hausaufgaben und arbeitet noch einmal bis mittags und dann abends noch einmal, wenn es am Tag nicht so flüssig ging. Karl und Armin dürfen nicht mehr mit ihren gleichaltrigen Freunden von gegenüber spielen, hören sie aber im Garten. Das ist schwierig. Wie es beim Schwiegersohn weitergeht, ist noch nicht abzusehen, die Firma versorgt mit ihrer Produktion zum großen Teil auch die Autoindustrie, die jetzt nicht arbeitet. Sohn Tobias vermeldet aus dem Erzgebirge: Er sitzt tagsüber mit dem Schwager im Büro, jeder arbeitet in seinem Home Office. Seine Frau bespaßt die sechs

Kinder, die Schwägerin geht in die Klinik. Heute sind sie im Wald gewesen, um die Kinder auszulüften. Aber allmählich wird es auch ein bisschen nervig mit zehn Leuten auf dem Grundstück.

Montag, 30. März. Der Preis für Super liegt bei 1,22 Euro. Es fahren kaum PKW. Aber die Lastzüge fahren fast unvermindert. Ich sehe auch wieder einen hohen Anteil an polnischen Nummernschildern, nachdem Polen die Grenzen am 15. März für einige Tage geschlossen hatte. Sechzig Kilometer lange Staus von LKW waren die Folge. Es ist gespenstisch. Alle reden von Lockdown, dabei haben wir den gar nicht. Die Schließung betrifft in erster Linie den Einzelhandel, die Gastronomie und die Kultur. Natürlich sind davon einige Branchen betroffen. Auch die Autoindustrie hat geschlossen und damit die Zulieferer. Aber die Landwirtschaft läuft auf Hochtouren und schreit nach Helfern. Die Baustellen arbeiten mit Hochdruck. Ein Bauleiter aus der Verwandtschaft ächzt, er könnte noch Leute einstellen. Es fehlt an Desinfektionsmittel. Da werden kreative Lösungen gefunden: Eine Brauerei, die alkoholfreies Bier herstellt, spendet Alkohol. Nordbrand Nordhausen liefert Alkohol. Likörfabriken benutzen ihre großen Mischwerke, um Desinfektionsmittel herzustellen. Es wird medizinische Schutzkleidung in Mengen benötigt, die sich bislang niemand vorstellen konnte.

Mittwoch, 1. April. Die Stadt Jena hat ab nächsten Mittwoch Maskenpflicht verhängt. Auf einem Großparkplatz von Jena wird eine Drive-in Corona-Teststation eingerichtet.

Montag, 6. April. In New York ist innerhalb weniger Tage die Zahl der Infizierten explodiert, und die Krankenhäuser sind hoffnungslos überlastet. Eine Bestatterin erklärt, Nine-Eleven sei schlimm gewesen, aber nichts im Vergleich zu dem, was sie und ihre Kollegen jetzt erleben. Das sei höchstens vergleichbar mit dem ersten Ausbruch der Aids-Welle in den achtziger Jahren, meinten ältere Kollegen.

Dienstag, 7. April. Vor unserem Grundstück beobachten wir Homeschooling vom Feinsten: Der Dachdecker aus dem Nachbardorf hat ein paar kleine Reparaturen an Kirche und Dorfgemeinschaftshaus vor. Er kommt mit Hebebühne und Sohn. Der Knabe, vielleicht 9 Jahre alt, schaut die ganze Zeit zu, bekommt erklärt, wie das funkgesteuerte Hebegerät funktioniert. Er darf sogar beim Verladen auf den Transporthänger einige Arretierhebel mit umlegen und beim Zurren helfen. Beim Abendessen auf dem Hof beobachten wir zwei Vögel, die die Aussicht vom goldenen Wetterhahn auf dem Kirchturm genießen. Es sind die ersten Schwalben dieses Jahres.

Ostersonntag, 12. April. Um kurz vor zehn gehen wir in die Kirche, ich zünde für ein paar Minuten die Kerzen an, auch die neu gestaltete Osterkerze, wir läuten die Glocke, Matthias spielt ein paar Choräle auf der Orgel. Eine Nachbarin, bekennende Atheistin, bedankt sich ausdrücklich.

Donnerstag, 16. April. Zum ersten Mal seit dem 3. April gehe ich wieder einkaufen. Überhaupt wird vielleicht durch Corona die Überhitzung von Angebot und Nachfrage, die in den letzten Jahren auch durch die Geld- und Niedrigzinspolitik der Europäischen Zentralbank angetrieben worden ist, endlich mal gedämpft. Das könnte doch eine Chance sein, hoffen wir.

Mittwoch, 22. April. Die Autoindustrie läuft wieder an, erste Werke von VW und Zulieferer beginnen diese Woche, Daimler am Montag. Daimler hat Tausende in Kurzarbeit geschickt und nimmt Staatshilfen in Anspruch, will aber über eine Milliarde Dividenden ausschütten.

Freitag, 24. April. Ab heute muss man in Geschäften und im öffentlichen Nahverkehr Masken tragen. Darüber wird viel diskutiert. Seit sich gezeigt hat, dass das Ganze nicht in fünf Wochen

„Viele wollen einfach wieder Normalität. Und was wird die neue Normalität, von der jetzt immer die Rede ist?“

ausgestanden ist, sondern uns noch lange beschäftigen wird, ist aus allem ein bisschen „die Luft raus“. Es wird schwerer, die Einschränkungen psychologisch durchzuhalten.

Sonntag, 26. April. In den Medien wird Corona nun als „Langstrecke“ diskutiert. Bis zum 19. April, dem ersten Datum, das die Bundesregierung als Termin für die Überprüfung der Maßnahmen genannt hatte, waren alle mehr oder weniger von der Notwendigkeit überzeugt, etwas gegen die Epidemie zu tun. Jetzt erschöpft sich die Geduld ein wenig.

Freitag, 1. Mai. Das jetzt vorherrschende Gefühl hat ein Rundfunkmoderator einmal „Ganzkörpertinnitus“ genannt. Und tatsächlich fühle ich mich wie zu Beginn meines Tinnitus: Hoffen, dass sich noch einmal etwas ändert, Mittelchen ausprobieren, Tag und Nacht genervt von dem schrillen Ton. Das Hirn ist ständig damit beschäftigt, den Ton aktiv zu überhören, ich bin unkonzentriert und abgelenkt. Nach und nach begreift man, dass der Zustand nun Tag und Nacht anhält und nicht besser wird, man sich nur damit arrangieren kann. So auch jetzt: Wider besseres Wissen hoffen wir unterschwellig, dass eine gute Nachricht kommt. Es ist wie ein Albtraum, man hofft aufzuwachen, und alles ist wie vorher. Selbst wir, die als mathematisch Geschulte begreifen, dass wir noch am Anfang der Epidemieentwicklung stehen, hoffen, dass die Dunkelziffer der Infizierten doch viel größer sein könnte, dass wir schon halb durch sind usw. Wie muss es denen gehen, die mathematischen Überlegungen und Kurven sowieso nicht trauen oder die sich schlicht nicht dafür interessieren? Diese Menschen müssen ja erst recht aggressiv und ungeduldig werden.

Freitag, 8. Mai. In Berlin gab es wieder eine Demo gegen die Corona-Beschränkungen. Ebenso in Leipzig, dort standen 500 Leute vor der Nikolaikirche. Eine junge Frau sagt auf die Frage, wofür sie denn hier demonstrierte: „Na, gegen die Politik.“ Insgesamt habe ich den Eindruck, dass bei allen die Nerven blank liegen. Diese latente Bedrohung, die aber nicht wirklich greifbar ist, macht mürbe. Viele wollen einfach wieder Normalität. Und was wird die neue Normalität, von der jetzt immer die Rede ist? Werden Freiheiten auch bei uns dauerhaft eingeschränkt? Nach der HIV-Epidemie, die in den 1980er Jahren der freien Liebe der Hippie-Generation ein Ende setzte, änderte sich Vieles. Seither gibt es allüberall die Plakate „Gib Aids keine Chance – mach’s mit“. Sicher werden wir uns auch nach Covid-19 neue Regeln geben müssen.

Martin Hoffmann
// Hamburg und Berlin

Ein altes Bild mit Masken

Diese *„Masken und der Tod"* schuf der Maler James Ensor (1860–1949 in Ostende) im Jahr 1897, es misst 79 × 100 cm. Im Mai 2020 ist allenthalben von Masken die Rede – da fiel mir dieser Maler ein. Ein Künstler, dessen Bilder mich im einfachen Sinne des Wortes nicht kalt lassen.

Ungebrochene Farben, das Wechselspiel von millimeterweise gearbeiteten Details und geradezu angestrichenen Flächen, wenige Farben, die wie in einer konstruktivistischen ungegenständlichen Komposition verteilt sind.

„Was bringt die weiße Wolke, die sich hinter den Figuren heran wälzt?"

Die schwarzen Flecken tanzen! Und im Zentrum des Bildes dominiert die Nicht-Farbe Weiß, das so intensiv und mehrschichtig gemalt ist wie keine andere Partie des Bildes. Bis auf das Auge der gelb angezogenen Figur sind die Augen der Personen einfach schwarz. Aber dort, wo in dem Schädel (mit ausgerenktem Unterkiefer) die Augen saßen, ist dagegen malerisch ganz viel los.

Haben alle Personen Masken auf? In welchen Figuren sehe ich Frauen? Welche Gemütszustände ordne ich oder eine andere Betrachter*in den Köpfen zu? Welche könnte der Maler im Sinn gehabt haben? Wir sind angefragt. Was bringt die weiße Wolke, die sich hinter den Figuren heran wälzt?

Darüber fliegen mit dem Gegenwind zur Wolke zwei Sensenmänner sowie Insekten auf einen Ballon zu, von dem eine Schnur herunterhängt. Und die rote Figur links ist mit einem Musikinstrument ausgestattet. Vor ein paar Tagen in Pankow: Die meisten der „alten" Menschen sind mit Atemschutzmasken unterwegs, viele „Junge" bewegen sich so, als gäbe es keine außerordentliche Situation, die doch für Viele sehr bedrohlich ist!

Bilder von Massengräbern oder Transporten von Gestorbenen in Kühl-Containern mussten aus Deutschland nicht gezeigt werden. Glück gehabt? Sosehr ich den Befehls-Ton der einschränkenden Verordnungen kritisiere, gibt es offensichtlich Bürger, die ihren eigenen Rechten und Freiheiten die oberste Priorität zumessen.

Solch ein Bild und solch ein rätselhaftes Werk reißen für mich Löcher in die Oberfläche (das ist nicht herabsetzend gemeint) der Alltage – auch wenn der Anblick nicht gerade erheitert. Und die Masken? Verdecken und entstellen sie oder machen sie kenntlich?

„Masken und der Tod" von James Enso

Ruth Esther Gilmore
// Hannover

Salz des Lebens

Nichts ist schwieriger, als nach der Bergpredigt zu leben. Allein die Aufforderung, sanftmütig und barmherzig zu sein, Frieden zu stiften und das Leid anderer Mitmenschen zu lindern, ist nicht zu überbieten. *„Ihr seid das Salz der Erde. Wenn nun das Salz seine Wirkung verliert, womit soll man salzen? Es ist zu nichts mehr nütze, als dass man es fortschüttet und von den Leuten zertreten lässt“* (Matthäus 5,13). Mit dieser Begründung schließt die Bergpredigt ab.

Gewürze waren in der Geschichte der Menschheit stets kostbar und heiß begehrt. Ob Kardamom, Nelken, Muskat, Vanille, Pfeffer oder Zimt, entlang der Handelsrouten wurde ausgiebig mit Gewürzen gehandelt. Die Düfte und Farben von Gewürzen auf Basaren im Orient üben eine Faszination auf jeden Besucher aus. Rot, gelb, braun und ocker leuchten sie in ihren Holzbehältern. Das wichtigste Gewürz, das gleichzeitig lange Zeit das einzige Konservierungsmittel für verderbliches Fleisch war, ist aber Salz. Nichts war wichtiger als Salz, das es den Menschen ermöglichte, den Winter zu überleben.

Schon im fünften Jahrhundert vor Christi dienten die Salzstraßen als Transportwege. Vom Schwarzen Meer nach Frankreich und von der Nordsee bis zur Adria reichten sie. Städte, die mit Salz handeln konnten, weil sie im Besitz von Solequellen, Salzbergwerken oder Salzgärten waren, florierten und wurden reich. Salze sind zudem für die Funktion unseres Körpers lebensnotwendig. Der starke Verlust von Salzen im Körper führt zum Tode. Kein anderes Gewürz ist unauffälliger, kein anderes Gewürz ist reiner und in keinem anderen Gewürz brechen sich die Sonnenstrahlen in den Kristallinen so facettenreich und funkelnd. Kein anderes Gewürz ist so vielseitig einsetzbar und dadurch in unzähligen Gerichten vorhanden.

Als Christen sind wir das Gewürz, sowohl in der Gesellschaft als auch in der Politik. Merke, wir sind nichts Pikantes wie Pfeffer oder Paprika, und auch nichts Süßes wie Vanille oder Zimt,

sondern Salz. Pikantes oder Süßes wird nur bedingt eingesetzt, oft als Zusatz oder am Rande, und fürwahr, man kann unter Umständen ohne sie auskommen. Wie Salz dagegen befinden wir uns mitten im Leben, mitten in der Gesellschaft und mitten im Stadtgeschehen. Wie Salz müssen wir agieren und die unterschiedlichen Geschmacksrichtungen und Meinungen verstärken und berücksichtigen. Kurzum, wir müssen zwangsläufig mitwirken und mitgestalten.

Diese Ebenen können politisch oder stadtplanerisch sein. Die Beteiligung von Kindern bei der Stadtplanung und Stadterneuerung ist genau so wichtig wie Öffentlichkeitsbeteiligung, Wahlbeteiligung oder Bürgerbeteiligung. Mehr Beteiligung der Christen am politischen Geschehen ist außerdem notwendig. Neben fairen Handlungsstrategien im Dialog, dem Bestreben, die öffentliche Verwaltung zu verbessern, und der Beharrlichkeit, auf das Gemeinwohl der Bürgerinnen und Bürger und nicht auf eigene Vorteile oder einzelne Interessensverbände zu achten, haben Christen den Mut, stets die Wahrheit zu sagen – auch wenn es ihrem Beliebtheitsgrad Abbruch tut.

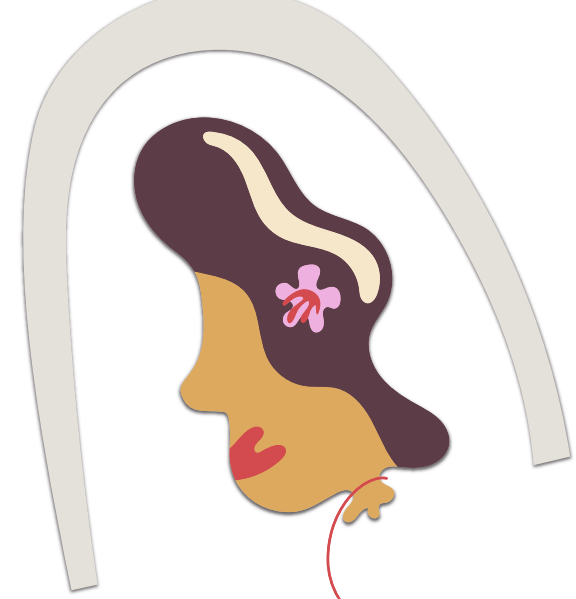
Im Alten Testament hat schon Jeremia geschrieben: „*Baut Häuser und wohnt darin, … suchet der Stadt Bestes und betet für sie zum Herrn; denn wenn's ihr wohl geht, so geht's auch euch wohl*" (Jeremia 29.5,7). Wir haben als mündige Christenmenschen jeden Tag aufs Neue die Möglichkeit, bei der Entwicklung unserer Stadtviertel mitzuwirken.

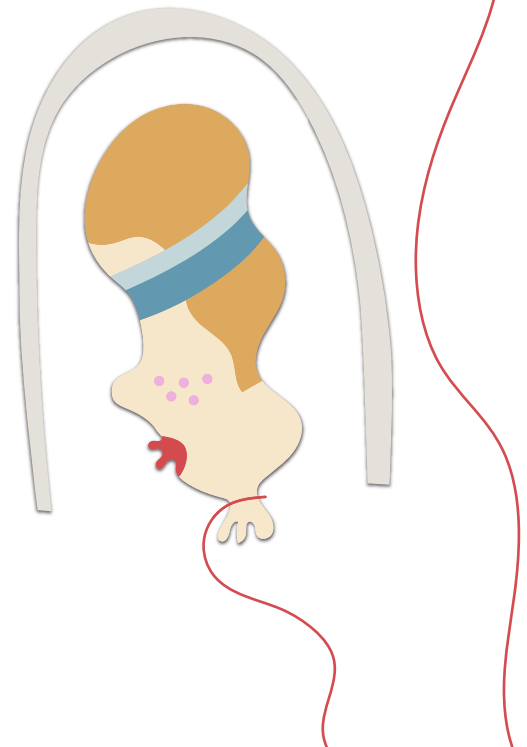
In welchem Zustand ist der benachbarte Spielplatz oder öffentliche Freiraum? Eine Patenschaft für einen Spielplatz zu übernehmen, ist nicht zeitintensiv. Es reicht oft aus, wenn man den Platz gelegentlich hinsichtlich defekter Spielgeräte und Bänke überprüft. Ein weiteres Beispiel sind die öffentlichen Grünflächen vor der Tür oder um die Ecke. Es gibt die Möglichkeit, eine Brachfläche mit wilder Blumensaat zu verschönern und sei es nur für ein Jahr. Gerade ein Jahr ist in der Zeitrechnungstabelle von Kindern das Äquivalent einer halben Ewigkeit. Eine Brachfläche in eine sommerliche Blumenwiese zu verwandeln, zaubert ein Lächeln auf Kindergesichter, hebt zudem auch das Glücksgefühl bei Erwachsenen.

„Durch unseren Glauben sind wir frei, frei zu handeln, frei zu helfen, frei zu agieren."

Christ zu sein heißt, Verantwortung für seine Stadt und die Gesellschaft zu übernehmen. Folglich ist Christ zu sein Schwerstarbeit und der Schritt des Glaubens einer der mutigsten Schritte im Leben. Die Fülle der Aufgaben, die an einen mündigen Christen gerichtet sind, ist nur mit der vielseitigen Einsetzbarkeit von Christen als Mitwirkende in der Gesellschaft und in der Demokratie aufzuwiegen.

Wie können Christen diese überdimensionalen Aufgaben bewältigen? Wie bewältigt Salz seine Aufgaben? Eine Handvoll grober Salzkristalle zeigt, wie sie einzeln in sich ruhen. Die Kristalle können sich frei bewegen und jeder füllt seinen eigenen Raum aus. Dadurch können sie unabhängig voneinander, aber miteinander reagieren. Bei Christen ist es ähnlich, denn, wie Paulus an die jung gegründete Gemeinde in Galatien schreibt: „*Ihr seid zur Freiheit berufen*" (Galater 5,13). Durch unseren Glauben sind wir frei, frei zu handeln, frei zu helfen, frei zu agieren.





Tatyana Leyzerovich + Sofia Talalay
// Schönebeck
Verein Bereshit – Verein jüdischer Zuwanderinnen aus der ehemaligen Sowjetunion

„Schönebecker Mädels" unter Quarantäne

Es gibt keine uninteressanten Zeiten und Quarantänen sind kein Hindernis für uns. Die ganze Welt, einschließlich Deutschland, wurde unter Quarantäne gestellt und somit in die Selbstisolation geschickt. Jede und jeder sollten für eine noch nicht absehbare Zeit zu Hause bleiben.

Lassen Sie uns erzählen, wie sich die Schönebecker Mädels der Tagesordnung fügten. Zu Beginn waren alle verwirrt, weil wir eigentlich auf den Besuch unseres Frauenvereins (aus Magdeburg) warteten, in der Hoffnung, die von unseren „Volkskünstlern" vorbereitete Theateraufführung zu sehen. Doch plötzlich waren alle diese Beschränkungen da! Wie traurig waren wir! Keine Treffen, kein Sport, keine kreativen Aktivitäten im Verein und keine Shopping-Touren mit Freundinnen mehr. Wir waren ratlos, was sollten wir tun? Bleibt wirklich nur der Wohnungsputz und der Besuch im eigenen Kühlschrank? Die Tage vergingen, der erste, der zweite Tag und wir kamen langsam zu uns. Wir fingen an, miteinander zu telefonieren.

Tanja sagte, dass es ihr egal sei und dass das Corona-Virus für sie kein Hindernis für Spaziergänge darstelle. Vera sagte nichts und verhielt sich wie zuvor. Sofa hat entschieden, dass sie sich weiterhin so bewegt wie vorher. Sie kann ja auch zu Hause tanzen. Und Ganna hatte keine Zeit etwas zu sagen, denn ihre Tochter sagte alles für sie: „Zuhause sitzen heißt Zuhause sitzen! Es gibt keinen Ausweg und keinen Ausgang!" Es ist aber nicht möglich, den ganzen Tag einfach nur zu sitzen. Deswegen hat unsere Ganna beschlossen, ihre Norm von tausend Schritten auf dem Balkon zu erreichen. Auf dem Balkon sind es acht Schritte in eine Richtung und genauso viele wieder zurück. So ist es gleich eine mathematische Aufgabe und Gymnastik für das Hirn: Wie viele Umdrehungen muss sie machen, um die Norm zu erreichen?

Ira erledigte ihre Tagesroutine schweigend und unberührt: manchmal ging sie in den Laden, jedoch lehnte sie unsere Hilfe immer ab (unnötigen Kontakt meiden!). Gut gemacht, gesetzestreu! Sie schrieb Geschichten, malte und lernte Deutsch.

Larissa, zunächst eingeschüchtert und erschrocken, blieb zu Hause, ohne

rauszugehen. Nach einiger Zeit erkannte sie aber, dass sie dringend Vitamin D benötigt. Sie fing an, langsam in den Hof zu gehen und ihr schönes Gesicht der Sonne entgegenzuhalten. Valja bekam während der Quarantäne noch einen weiteren Enkel und beschäftigte sich wie gewohnt weiterhin mit Enkelkindern, wie auch schon vorher. Alla blieb zu Hause und ging weiter ihrer üblichen Arbeit nach – dem Nähen.

Wir drei – Vera, Tanja und Sofa – wollten und konnten nicht mehr ruhig zu Hause sitzen bleiben. Und wer sollte uns auch einsperren? Wir leben alle in der Nähe des Waldes, und die Elbe ist auch nicht weit. Also nahmen wir unsere Stöcke in die Hände – und los ging's in den Wald! Aber wir mussten uns einteilen, denn erlaubt war es, sich nur zu zweit zu versammeln. Also einmal Sofa mit Vera, ein anderes Mal Tanja mit Vera, und so gingen wir alle anderen möglichen Kombinationen gemeinsam.

Während der Spaziergänge mit unseren Stöcken war es so wunderbar, die erwachende Natur zu beobachten, dabei zu sein und die ersten blühenden Bäume zu sehen. Wir entdeckten die Farben der Natur noch einmal für uns wieder. Und dann war es soweit, dass die Sakura in prächtiger Farbe erblühte: in Rosa und in Weiß, und in Weiß-Rosa wie ein Marshmallow-Baum. Den Blick abwenden war unmöglich! In voller Vorfreude warteten wir auch auf den Flieder.

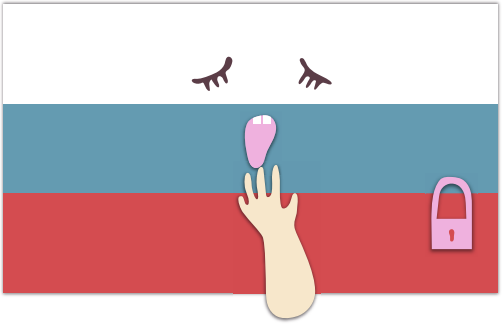
Durch und während des Aufenthalts (in kleinen Wohnungen) in der Selbstisolation besuchten wir virtuell alle möglichen Museen der Welt, schauten gute Filme und Serien an und räumten unsere Schränke auf. Sofa schaute alle Ballettvorführungen im Fernsehen und im Internet durch und Ira genoss ihre Lieblingsopern. Einige andere haben eine Spur zum Kühlschrank getreten, während Vera sich mit der Gartenarbeit befasste und uns ungeduldig auf die Ernte warten ließ.

Epilog

Wir alle vermissen unsere Treffen im Frauenverein und warten, warten und warten optimistisch darauf, dass wir wieder in die große Welt rausgehen dürfen und Freunde wieder treffen können!

Gerhard Reutter
// Petersburg, Russland

Leben mit Beschränkungen



„So wie in Italien möchten wir es aber nicht“, sagte die Dame, die Mitte März in der Petrikirche nach dem April-Programm für Orgelkonzerte fragte, auf meine Bemerkung: „Schwer zu sagen, was im April sein wird, vielleicht wird es wie in Italien“. Das Leben in der Petrikirche war zu dem Zeitpunkt noch wie immer – es fanden Gottesdienste und Orgelkonzerte statt, es gab Konfirmandenunterricht und Bibelseminar, Gemeindeglieder und Gäste saßen beim Gespräch im Kirchencafé – ohne Maske. Auch außerhalb der Kirche war das Leben in dieser nördlichsten Millionenstadt, die niemals schläft, wie gewohnt. Das Virus beherrschte noch nicht das Leben in der Stadt und Nachrichten aus Italien, wo man am 9. März den Lockdown beschlossen hatte, erschienen fern und unwirklich. Nein, wie in Italien möchten wir es sicherlich nicht.

Auf meinem Nachhauseweg, der über den belebten Nevskij Prospekt führt, wurde ich nachdenklich und empfand das normale Leben mit geöffneten Läden und Cafés plötzlich als eine Art Geschenk oder Privileg und dachte mit Bedauern an die Menschen in Italien. Die Pandemie erschien immer noch recht fern, aber sie rückte unaufhaltsam näher. Am 25. März begannen dann auch in Russland die Einschränkungen, die seitdem mehrmals verlängert wurden und bis heute (21. Mai) nicht aufgehoben sind. Am 22. März war der letzte „Präsenz-Gottesdienst“. Einen Tag zuvor, zu Ehren des Geburtstags von J. S. Bach, fand das letzte, schon nicht mehr offizielle Orgelkonzert statt. Ein seltsames Gefühl stieg in mir auf, dass es lange dauern wird, bis die Welt zur Normalität zurückkehrt.

Das Leben mit den Beschränkungen brachte neue Erfahrungen mit sich, u. a. eine gewisse Entschleunigung des Lebens, da plötzlich Möglichkeiten für viele private und berufliche Aktivitäten entfielen. Diese Entschleunigung empfand ich zunächst als positiv, zumal die angekündigten Einschränkungen nur für den überschaubaren Zeitraum von knapp zwei Wochen dauern sollten. Die zwangsweise entstandene freie Zeit nutzte ich für Dinge, die aus Zeitmangel liegen geblieben waren, für das Hören / Schauen von Online-Bildungsangeboten und für Überlegungen, wie sich das Leben nach der Pandemie gestalten wird und welche Perspektiven evtl. entstehen oder aber entfallen.

Nach zwei Monaten Selbstisolation jedoch erzeugt das Gefühl, als wäre es ständig Sonntagnachmittag sowie der eingeschränkte geografische Horizont mit der Zeit einen lähmenden Effekt. Es fehlt mir die Inspiration aus dem realen Leben. Ein virtueller Museumsbesuch oder das Video von einem Theaterstück lassen das Raumgefühl vermissen. Ein Online-Gottesdienst hat den generellen Vorteil der unbeschränkten geografischen Reichweite. Und er vermittelt mir geistige Erbauung, aber nur sehr indirekt das übliche Gemeinschaftsgefühl. Es fehlt schlicht die direkte Begegnung mit den anderen Gottesdienstbesuchern. Ganz allgemein drücken die Einschränkungen von Kommunikation und Bewegung in der realen Welt unterschwellig auf die Seele. Eine Herausforderung ist es zudem, in Zeiten des Überflusses an Nachrichten und Meinungen zum Thema Coronavirus eine persönliche Balance zwischen Panik, Angst sowie übertriebener

„Nach zwei Monaten Selbstisolation jedoch erzeugt das Gefühl, als wäre es ständig Sonntagnachmittag {...} mit der Zeit einen lähmenden Effekt."

Vorsicht auf der einen Seite und Negierung des Virus, nahender Apokalypse oder Verschwörungstheorien auf der anderen Seite zu finden.

Außer eventuellen Problemen für die Psyche bringen die Einschränkungen ganz handfeste materielle Probleme in Form eines radikalen Einkommensrückgangs für mich und viele andere in der Privatwirtschaft tätigen Menschen mit sich – ohne Aussichten auf substanzielle Hilfen. Die Beschreibung der vom Coronavirus verursachten wirtschaftlichen und sozialen Folgen ist ein Thema für sich. Vielleicht werde ich mich diesem Thema später einmal zuwenden. Oder ich werde diese aktuelle wirtschaftliche Krise einfach als historisches Ereignis abhaken wie die drei anderen Krisen der russischen Wirtschaft der letzten gut zwanzig Jahre, die ich erlebt und überlebt habe.

Ursula Eleonore Peltner
// Magdeburg

Mottenpapier

Altes Mottenpapier fand ich im Kleiderschrank.
Es hat geholfen – Gott sei Dank.
Von Motten oder Löchern keine Spur.
Hilft es wirklich gegen Motten nur?
Schön wäre, es würde auch zu anderem nützen.
Könnte es uns doch vor Corona schützen?
Dann würden wir uns mit Mottenpapier drapieren –
Als Schutzschild gegen die aggressiven Viren.
Im alten, unbeschwerten Leben
Machte ich mir Gedanken der Motten wegen.
Vorbei sind diese guten alten Zeiten.
Von nun an wird Corona uns begleiten.

Christine Seidel
// Merkendorf

Kirche und Corona im Frühjahr 2020

Unsere Kirche hat ein Gerüst. Herrlich. Es tut sich was. Es wird gebaut. Es geht voran. Die Turmhaube wird saniert. Es ist Corona-Zeit. Die Kindergärten und Schulen sind geschlossen. Die Läden und die Gaststätten sind zu. Viele Betriebe machen Kurzarbeit. Es gibt keine Veranstaltungen, keine Feiern und Besuche, keine Chorprobe, keine Gottesdienste und kein Zusammensein. Der Virus darf sich nicht ausbreiten. Es gilt das Kontaktverbot.

Doch an unserer Kirche in Merkendorf wird gebaut. Herrlich: In Zeiten, in denen es so viel Stillstand gibt, herrscht um unsere Kirche Leben. Man hört die Handwerker arbeiten und schaut nach oben. Die Kirche steht da, ist belebt. Manchmal spielt leise ein Radio. Die Handwerker klopfen emsig und reden wenig. Sie müssen sich kaum absprechen, jeder Handgriff sitzt.

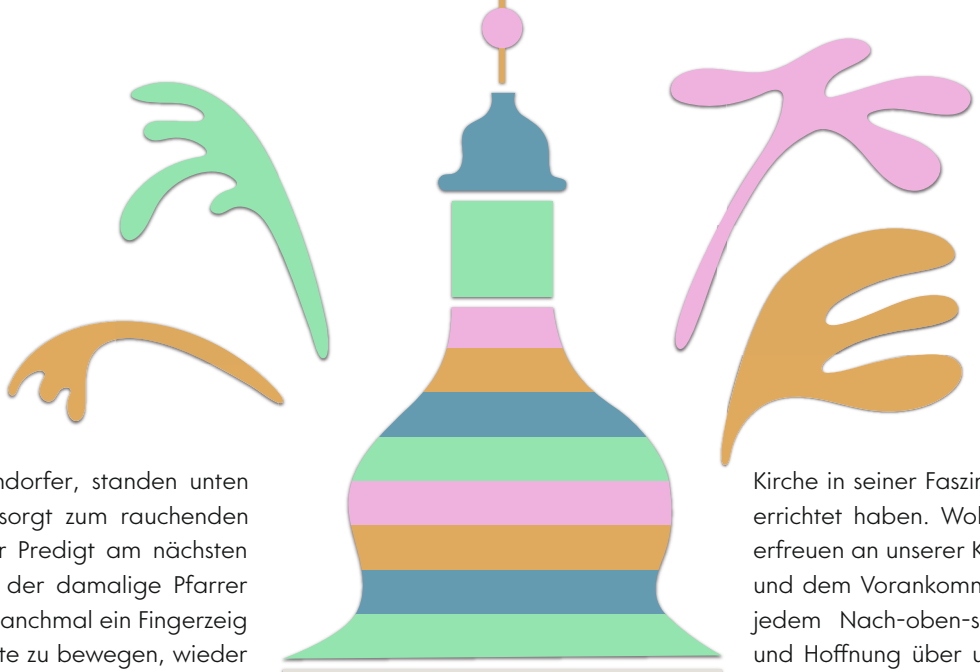
Pünktlich gab es die erste Bauberatung mit dem Ingenieurbüro und den Handwerkerfirmen. Gleich danach rückten die Gerüstbauer mit ihrer Ausrüstung an und legten los. Schon am ersten Abend konnte man sehen: Sie kommen voran. Sie hatten keine Zeit für Gespräche. Doch man hörte auch mal, dass sie zu Hause zwei und drei Kinder haben, dass die Betreuung immer eine Herausforderung ist, weil beide Elternteile arbeiteten. Doch sie bekamen es jeden Tag hin, da zu sein. Sie erstellten das Kunstwerk: ein Gerüst.

Zwischendurch war ein Mitarbeiter der Gothaer Glockenbaufirma da. Er läutete die Glocken, um auf sich aufmerksam zu machen. Er brauchte Hilfe. Die kam auch. Die Glocke in der Turmspitze wollte er mitnehmen, um die Aufhängung zu erneuern. Er war froh, dass es den Luxus eines Gerüsts mit Fahrstuhl gab. Die Glocke konnte samt Helfern bequem nach unten fahren. Nebenbei erzählt der Glockenbauer, dass seine Frau in einer Arztpraxis arbeitet und dort unentbehrlich ist. Die Kinder betreut er. Für die Firma macht er das, was von zu Hause aus möglich ist, mal ein Teil vergolden oder heute nach Merkendorf fahren, sich um die Glocke kümmern, weil seine Frau eher daheim ist.

Als nächstes sollte die goldene Kugel, der Turmknopf, abgenommen werden. Alle waren da, die Dachdecker, der Kunstschmied, der Kirchenvorstand, der Pfarrer, um letztendlich festzustellen, dass das Gerüst nicht hoch genug war, man die Kugel nicht fassen konnte. Die Gerüstbauer mussten noch einmal kommen.

Wunderbar, es klappte, die Gerüstbauer kamen am nächsten Tag und bauten noch zwei Gerüstlagen auf. Jetzt überragt das Gerüst die Kirchturmspitze. An zwei unteren Etagen sind rundum rote Netze angebracht. Es kommt Farbe ins Spiel. Von weitem sieht es aus wie eine Ziegelkrone. Der Verpackungskünstler Christo hätte es nicht kunstvoller hinbekommen. Eindrucksvoll, das Gerüst, ein filigranes Kunstwerk mit Funktion, von jeder Seite anders, schön und fotogen, weithin sichtbar. Herrlich, das Spiel von Licht und Schatten. Immer wieder richtet sich der bewundernde Blick nach oben zu Kirchturm und Himmel. Ein Gefühl der Zufriedenheit breitet sich aus.

Mir kommt das Jahr 1969 in den Sinn, als ein Blitz in die Kugel der Merkendorfer Kirche eingeschlagen hatte.



Wir, die Merkendorfer, standen unten und blickten besorgt zum rauchenden Kirchturm. In der Predigt am nächsten Sonntag meinte der damalige Pfarrer Kröhnert, dass manchmal ein Fingerzeig nötig ist, die Leute zu bewegen, wieder mal nach oben zu schauen, zum Himmel.

Nun arbeiteten abwechselnd die Dachdecker und die Zimmerleute. Dabei mussten sie feststellten, dass fast alles Gebälk unter der Kirchturmkuppel morsch ist und ersetzt werden muss. Alles wird umfangreicher. Doch diesmal soll es zu Ende gebracht werden. Wieder gibt es Faszinierendes zu erleben und zu sehen. Die Laternenkuppel ist abgenommen, nur der innere Kirchturmbalken, der Kaiserstiel, ist intakt und noch oben. Es scheint, als hänge er senkrecht wie ein Lot an Stelle des Turms. Er hat keine Verbindung zur restlichen Kirche.

Und unten im Kirchgarten liegt das Konstrukt des Turmstuhls. Die Zimmerleute haben es quadratisch ausgelegt. Eine Skulptur. Man spürt in dem Jahrhunderte alten Holz den Zauber der Vergangenheit. Man denkt an die Vorfahren, die das Gesamtwerk Kirche in seiner Faszination und Ästhetik errichtet haben. Wollen wir uns weiter erfreuen an unserer Kirche, an dem Bau und dem Vorankommen und möge bei jedem Nach-oben-schauen sich Licht und Hoffnung über uns ausbreiten und die fertige Kirche dann gesegnet sein mit viel Leben, Liebe und Zusammensein. Darauf freuen wir uns alle.

„Herrlich: in Zeiten, in denen es so viel Stillstand gibt, herrscht um unsere Kirche Leben."

Inzwischen ist es Mitte Mai. Die Corona-Beschränkungen haben sich etwas gelockert. Es darf wieder Gottesdienst sein. Es muss ein Abstand zwischen den Besuchern von 2 Metern eingehalten werden. Man muss eine Mund-Nasen-Maske tragen, Namen und Adresse hinterlassen. Man muss erreichbar sein. Und es darf nicht gesungen werden.

Im Gottesdienst am Sonntag vor Himmelfahrt im Nachbarort Wöhlsdorf war das kein Problem. Wir brauchten nicht zu singen. Pfarrer Scriba aus Auma sang und spielte die Gitarre dazu. Das war wunderschön und gekonnt. Wir kannten die Lieder nicht und konnten genussvoll zuhören. Zum Gottesdienst hatten wir noch ein tolles Konzerterlebnis.

Stefanie Kregel
// Biederitz

Corona – Krönung der Naivität?

Wie naiv waren wir bisher? „... plötzlich und unerwartet ...?" Unglaublich!! Ungläubig? Weltweite Verbundenheit durch einen Virus. Gerade zurück aus Mexiko, Nähe zu dortiger Familie mit ihren Existenzsorgen, nun umso mehr. Bewegt kleben unsere Augen an den Bildschirmen, den großen und den kleinen. Die Kinder in der Ferne müssen sich nicht um uns sorgen. Wir dürfen den Alltag in paradiesischer Freiheit erleben, in Haus und Garten, in überschaubarem Umfeld und mobil mit Fahrrad und Auto, bald auch wieder im Zug. Masken lösen Stilfragen aus. Aber wie gerne würden wir die kleine Enkelin betreuen. Ihre Eltern rotieren geschickt mit ihr durch Heimarbeit und Examensstress. Gerne würde ich beim Umzug der anderen beiden helfen, die ihre Heimarbeit im Kisten-Koffer-Kericht-Chaos leisten. Unsere Einladung an Freunde in den Garten, mit Zollstock dazwischen, geht ins Leere. Sie „haben selber", wagen es nicht! Ferien werden abgesagt. Corona im Kopf bringt Einsamkeit.

Gottesdienste mit Abstand und Masken – korrekt, aber wie trist! Zum Konzert im Freien strömt dann das halbe Dorf! Respekt vor allen Organisatoren! Große Prüfung per Video gelungen. Neuer Job in Sicht. Umarmung per Video! Etwas Entspannung. Die junge Familie ruht sich bei uns aus. Stolz folgen wir der Kleinen auf ihrem Laufrad durchs Dorf. Auch den beiden Jungstörchen oben im Nest geht es gut. Heile Welt?

Eine Kurzreise zeigt schon Veränderungen. Danzig ohne Touristenströme – noch schöner, aber die leeren Souvenirstände, die sorgenvollen Blicke nicht zu übersehen. Nun auch hier vor unserer Tür. Corona, die Krone. Rund. Endlosschleife – Sog – oder dynamische Spirale? Hoffnung durch Bewegung – auch für die, die es allein nicht schaffen!

Karin de Fries
// Carceller Sucre, Bolivien

Gedankensplitter Psychodrama in Bolivien

auf Spanisch in ‚Haikus':

decir basta ya
es parto doloroso
pero posible

no estás sola
está ella, más ella
hoy nos miramos

nos encontramos
las miradas confirman
sí, existimos.

Frauen finden zum Haus
Frauenhaus, auch ihr Haus
Haus der Hoffnung
Hoffnung rauszukommen
aus dem Knotenlabyrinth
der Einsamkeit.

Verstrickt durch seine Lügen
stumme und harte Schläge
verstrickt bis unter die Haut
es schmerzt
sie zweifelt
es schwindelt Frau dabei
doch aus dem Mannes-Netz
sie fällt.

Im Haus
in der Begegnung
steht sie auf
Bewegung
sie nimmt die unbekannte Hand
erkennt dabei die eigene
den eigenen Fuss
Rücken, Kopf
und ein Lächeln wird möglich.

durchstich
die Hülle
durchbrich
die Linie
die die Faust
dir um den Körper wirbelt

Frido Pflueger
// Kampala, Uganda

Liebe Freunde und Unterstützer,

Die Situation für die Mehrheit der Menschen in Uganda – fast 35 Millionen Ugander, dazu 1,4 Millionen Flüchtlinge – ist aufgrund der Einschränkungen immer noch schwierig: Es herrscht ein allgemeiner Lockdown, aber mittlerweile hat sich die Lage etwas entspannt: Der Betrieb von Privatwagen, Bussen und Kleinbussen ist mit einer begrenzten Anzahl an Passagieren erlaubt, einige Geschäfte und Restaurants haben wieder geöffnet. Aber zwischen 19 Uhr am Abend und 6.30 Uhr früh gilt weiter eine strenge Ausgangssperre, und viele Menschen haben weiter keine Möglichkeit, ihren Geschäften nachzugehen.

Seit drei Monaten herrscht Stillstand: Viele Menschen leiden Hunger, viele Kinder sind unterernährt. Besonders Kranke und schwangere Frauen haben große Probleme. Alle Schulen, Universitäten und andere Bildungseinrichtungen sind geschlossen – und das seit mehr als drei Monaten. Und es gibt noch keinen Plan, wie es weitergehen soll. Es gibt Optionen zum Lernen über Online-Programme und Radioangebote, aber nicht viele Menschen haben Zugang zu diesen Medien. Die Regierung hat versprochen, 10 Millionen Radios und 137.466 Solarfernsehgeräte zu verteilen, und zwar ab Juni – aber bisher ist noch nichts geschehen. Kirchen und Moscheen sind immer noch geschlossen, es gibt keine politischen Versammlungen oder kulturelle Angebote. Für alle Grenzbezirke gelten nach wie vor strenge Reisebeschränkungen.

Jesuitenmission – Standort Kampala: Die Lernzentren für Englischunterricht, berufliche Weiterbildung und auch die Kindertagesstätte bleiben vorerst geschlossen. Wir erwägen, schriftliche Materialien für die Berufsschüler zu verteilen. Aber es ist schwierig, etwa das Haareschneiden aus Papieren zu erlernen.

Zugangskarten für die Armen: Unsere Programme zum Decken der Grundbedürfnisse und für psychosoziale Unterstützung laufen auf Hochtouren, nachdem wir die Schwierigkeiten der ersten Wochen meistern konnten, als wir von der riesigen Zahl hungriger Menschen völlig überrannt wurden. Wir haben in Zusammenarbeit mit den Anführern verschiedener Flüchtlings-Communities ein System mit Zugangskarten entwickelt, das sehr gut funktioniert. Die Menschen werden ausgewählt, bekommen die Karten und können unser Gelände unter Wahrung aller Sicherheitsmaßnahmen betreten. Doch es hat lange gedauert, den Hunderten ohne Zugangsberechtigung zu erklären, dass wir nur noch mit diesem Verfahren arbeiten können. Wir wurden in dieser schwierigen Phase durch die Polizei und lokale Behörden gut unterstützt. Die Beamten verstanden die Bedürfnisse der Menschen sehr gut.

In all den Wochen konnten wir weiterhin viele Zugangskarten verteilen, weil sich fast alle unserer Teammitglieder an der Aktion beteiligt hatten. Vom 19. Mai bis 19. Juni konnten wir 5.650 Haushalte – insgesamt 25.760 Personen – mit Nahrungsmitteln versorgen, pro Tag also durchschnittlich 270 Haushalte bzw. 1.230 Personen. Die Kosten dafür beliefen sich auf etwa 185.000 US-Dollar.

Das Welternährungsprogramm der Vereinten Nationen (WFP) hat erst vor

zwei Wochen mit seinem Hilfsprogramm für Kampala begonnen; es kam mindestens zehn Wochen zu spät und hat so diese enormen Probleme mitverursacht. Bis heute erleben wir keinen Rückgang bei den Zahlen der Bedürftigen – wir hoffen sehr, dass sich das bald ändern wird, denn wir können nicht so weitermachen wie bisher. Mittlerweile können wir unsere Zugangskarten nur jenen aushändigen, die noch keine Hilfe erhalten haben.

Schutzmasken aus eigener Produktion: Darüber hinaus haben wir etwa 250 Menschen medizinisch unterstützt, für 15 Familien jeweils drei Monatsmieten übernommen, 60 Non-Food-Artikel und 2.500 Gesichtsmasken verteilt. Zusätzlich ist es uns gelungen, 15 Menschen eine individuelle psychosoziale Beratung anzubieten.

Unsere Ausbilderin für Mode und Design hat zusammen mit sieben Auszubildenden begonnen, Schutzmasken im Klassenzimmer herzustellen. Die Azubis vergüten wir für diese Leistung. Sie produzieren etwa 200 Masken pro Tag, die wir an Mitarbeiter und Flüchtlinge verteilen. Insgesamt haben wir mit all unseren Aktivitäten aber schon jetzt das Jahresbudget überzogen und wir kämpfen verzweifelt um neue Mittel.

Jesuitenmission – Standort Adjumani: Die Schule fällt aus, gelernt wird trotzdem: Schüler in Adjumani erhalten Unterrichtsmaterialien. Trotz Corona-Krise konnten in Nyumanzi neue Klassenräume errichtet werden.

Unser Flüchtlingsprojekt in Adjumani ist bereits seit einigen Wochen wieder in vollem Betrieb. Wir mussten allerdings unsere Aktivitäten umstellen, denn alle Schulen sind weiter geschlossen, die Ausbildungseinheiten für Lehrer, Katecheten, Gemeindeführer und Friedensvermittler noch ausgesetzt.

Jetzt sind alle Grenzen geschlossen, d. h. auch, dass kaum neue Flüchtlinge ins Land kommen (also zu den schon vorhandenen mehr als 1,4 Millionen dazu!). Wir rechnen aber nach einer Grenzöffnung mit einer großen Zahl von Neuankommenden aus dem Südsudan, Kongo und Burundi. Denn dort gibt es keine Verbesserung der Zustände. Und das wird dann zusätzlich zur COVID-19-Krise große finanzielle Konsequenzen für unser „Basic Needs"-Programm haben.

Bildungssektor: Die Jesuitenmission finanziert und organisiert im Distrikt Adjumani Radiounterricht für die Grundschulen und die Sekundarschulen. Über 95.000 Schüler (63.000 Einheimische, 32.000 Flüchtlinge) aus 168 Grundschulen und 12.000 Schüler (7.000 Einheimische und 5.000 Flüchtlinge) aus 21 Sekundarschulen profitieren davon. Wir drucken und verteilen Unterrichtsmaterialien an 21 Sekundarschulen mit insgesamt 12.000 Schülern (7.000 Einheimische, 5.000 Flüchtlinge). Kostenpunkt: etwa 11.000 US-Dollar.

In Vorbereitung auf die Wiedereröffnung der Schulen und den Schutz der Schüler und Lehrer vor Infektionen plant die Jesuitenmission, Thermometer zur Verfügung zu stellen sowie Reinigungsmittel und Schutzausrüstung für alle 21 Sekundarschulen mit 12.000 Schülern und 200 Lehrern. Wir haben außerdem vor, in den Sekundarschulen Handwaschbecken zu installieren, dazu Wassertanks in Schulen, die ganz ohne Mittel dastehen. Darüber hinaus planen wir

im Kampf gegen die Corona-Pandemie die Ausbildung von mindestens 200 Lehrern in den Bereichen Infektionsprävention und -kontrolle in Zusammenarbeit mit dem Bezirksgesundheitsamt und Bezirksschulamt und dem Flüchtlingswerk der Vereinten Nationen (UNHCR). Die Ausbildung wird auch Einheiten für psychosoziale Unterstützung, Kinderschutz und Schulmanagement beinhalten.

Trotz aller Einschränkungen war es uns möglich, Bauvorhaben für Klassenzimmer, Verwaltungsgebäude und Bibliotheken in den Sekundarschulen von Nyumanzi und Pagirinya zu verwirklichen.

Gesundheitssektor: Die Jesuitenmission setzt sich zusammen mit der ugandischen Regierung dafür ein, Geflüchtete in die nationalen Bereitschafts- und Reaktionspläne für COVID-19 miteinzubeziehen; wir arbeiten eng mit einer entsprechenden Arbeitsgruppe des Distrikts zusammen. Wir haben bereits persönliche Schutzausrüstung (PSA) für das Gesundheitspersonal (chirurgische Masken, N95-Masken, Kittel und Handschuhe), Desinfektionsmittel und Seife ausgeliefert: Gegenstände im Wert von etwa 12.000 USD für 46 Gesundheitszentren. Darüber hinaus haben wir 39 Handwaschbecken für Marktplätze und andere öffentliche Bereiche finanziert. Die Jesuitenmission beabsichtigt zudem, die Ausbildung von Gesundheitspersonal in den unterschiedlichen Einrichtungen und Flüchtlingssiedlungen zu unterstützen, mit den Schwerpunkten COVID-19-Fallmanagement, Prävention und Kontrolle. Außerdem beabsichtigen wir, die Zahl der Handwaschstationen in den Gemeinschaftsunterkünften, in Aufnahme- und Transitzentren zu erhöhen.

Kinderschutz, Seelsorge, psychosoziale Beratung über Radio-Programme: Das Radio ist für viele Ugander und Geflüchtete die wichtigste Informationsquelle. Die Jesuitenmission arbeitet eng mit Radio Usalama zusammen, um Geflüchtete und Einheimische aufzuklären und zu sensibilisieren. Andere Medien sind Flugblätter, Poster und Lautsprecherdurchsagen.

Die Psychosoziale Unterstützung hilft Kindern und Erwachsenen, mit ihrem emotionalen Leid während des Corona-Lockdowns fertig zu werden, der für viele mit einem möglichen Verlust der Lebensgrundlagen einhergeht. Wir richten uns auch an Einzelpersonen, die sexuelle oder andere Formen von Gewalt erlebt haben. Zusätzliche kostenlose Telefon-Hotlines sind bereits eingerichtet und werden häufig genutzt.

Übergeordnetes Ziel des Radioformats Kinderschutz-Talk ist die Hilfe für von Konflikten betroffene und gefährdete Kinder durch wirksame Interventionen. Relevant sind folgende Bereiche:

- Bewusstsein schaffen für physischen, emotionalen und sexuellen Missbrauch von Kindern
- die Rolle und Verantwortung von Eltern, religiösen Führern und der Gemeinschaft im Allgemeinen
- Schutz von Kindern während des Lockdowns
- Anwaltschaft gegen alle Formen der Diskriminierung; Verhinderung von und Reaktion auf Missbrauch, Vernachlässigung, Gewalt, Ausbeutung
- Gewährleistung des sofortigen Zugangs zu geeigneten Dienstleistungen; dauerhafte Lösungen zum Wohle des Kindes, rechtliche Verfahren
- Schutz gefährdeter Kinder, einschließlich unbegleiteter Kinder, von Kindern mit Behinderungen und Kindern, die sexuelle Gewalt erfahren haben
- Sensibilisierung von Fachleuten für den Kinderschutz.

Das übergeordnete Ziel der Radio-Seelsorge ist, den Zuhörern eine Gelegenheit zu geben, während des Lockdowns mit Gott zu interagieren. Wir bieten Feiern von Gebetsgottesdiensten/Messen, ein Jugend- und Kinderprogramm, Programme für Familie und Ehepaare sowie Katechese an.

Frieden und Versöhnung: Im Lauf der COVID-19-Krise haben wir beobachtet, dass die Zahl gewaltsamer

Vorfälle in den Siedlungen zunahm. Um gegenzusteuern, entwickelten wir eine Radio-Talkshow mit folgenden Zielen:

- Bewusstsein schaffen für die Auswirkungen von COVID-19 auf das menschliche Verhalten
- Auseinandersetzung mit der Zunahme von Gewalt unter Jugendlichen und Familien während der Pandemie
- Konfliktminderung, Bereitstellung von Wissen über Versöhnung
- Fokus auf religiöse Führer
- Unterstützung der Distrikt-Arbeitsgruppe.

Die neue Entwicklung: Am 20. Juni wandte sich der Präsident in einer Ansprache an alle Ugander: Es gibt einige kleine Änderungen, etwa dass statt drei jetzt vier Personen in einem privaten Auto unterwegs sein dürfen oder dass einige Reisebeschränkungen in bestimmten Grenzbezirken gelockert werden. Aber alle anderen Einschränkungen sind weiterhin in Kraft, auch die Ausgangssperre; Schulen, Unis, Kirchen und Moscheen bleiben geschlossen.

Uganda zählt jetzt 774 Infektionen, 631 Patienten gelten als geheilt. Niemand starb bislang nach offiziellen Angaben an COVID-19. Angesichts des Lockdowns und der unveränderten Bedrohung durch Corona sehen wir uns in den nächsten Wochen weiter mit den gleichen großen Herausforderungen konfrontiert. Das Team in Uganda aber ist motiviert, angetrieben von unserer Mission: Geflüchteten zu dienen, ihnen beizustehen und sie zu begleiten.

Ich schreibe Ihnen / Euch mit großer Dankbarkeit und in herzlicher Verbundenheit und heute ganz besonders mit der Hoffnung, dass wir alle zusammen diese Pandemie erfolgreich überstehen können. Die Schäden werden sicher auf lange Zeit sehr groß sein, aber vielleicht ist uns doch etwas aufgegangen in diesen Wochen: was lebenswert ist, was das Leben reicher macht, wie wichtig unsere gegenseitige Zuneigung ist, wie viel Lebenskraft die Hoffnung gibt und die Zuversicht. Vielleicht ist diese Krise auch ein großer Gewinn für uns.

Hans-Joachim Döring
// Magdeburg

Mit dem Gesicht – nicht mit der Maske – zum Volk

Vorab: Diese Beobachtungen zu der bisher überblickbaren Corona-Ära schreibe ich aus einer gesicherten Position. Ich war zu keinem Tag in finanzieller oder existenzieller Not. Ich verbrachte die Zeit der verdichteten Ausgangsbeschränkung im Grünen. Da, wo wir immer wohnen – nur ohne Pendeln zur Arbeitsstelle. Die kam Dank Strahlentechnik stabil und verlässlich zu uns aufs Land. Ich lebe in einer Region, die von schweren Infektionsverläufen und Betroffenenzahlen bisher verschont war. Weniger bewusst, vorbeugend geplant oder verdient, vielmehr ökonomisch und vom Brauchtum bestimmt: Denn da, wo ich wohne, sind die Alpen weit weg und man hat nicht so viel Geld für den hochalpinen kontaktintensiven Skihüttenumtrunk, auch fehlte dem Harz in diesem Winter wieder der Schnee und Karneval fällt hier als Fasching (verkleidet) bei Fallzahlen nicht ins Gewicht. Ich kannte – bis auf die Infektionsfälle drei und vier unseres Bundeslandes – keine Corona Patienten persönlich. Nummer drei und vier waren im Februar Ski fahren in Ischgl, hatten sich infiziert, igelten sich zu Hause ein, blieben ruhig und gute Nachbarn stellten die Lebensmittel über Wochen vors Tor. Gut durchimmunisiert und mehrfachgetestet konnte ich sie Ende März schon wieder treffen. Ich kannte als frühzeitiger Besieger der Corona die Krone der tagtäglichen Medien, aber nicht der Schöpfung. Mein Umfeld war behütet und ich mittendrin. Dies prägt meine Reflexionen mit.

Die Katastrophe findet in den Medien statt, kommt auf mich zu und bleibt weit weg

Lange Zeit unbeängstigt sehe ich die immer eingreifenderen Maßnahmen und das Aussetzen, dann doch Absetzen von dienstlichen und privaten Terminen sowie das sich Arrangieren zu Hause mit drei bis vier Homeoffice-Plätzen seinerzeit als Sozialexperiment an. Sorge kommt mit den Sarg-Stapel-Bildern aus Bergamo und Norditalien Mitte März auf. Nun google ich nach internationalen Vergleichszahlen für Hochintensivbetten in Schwerpunktkrankenhäusern, schaue nach den Anteilen des Bruttosozialproduktes für das Gesundheitswesen. Die im internationalen Vergleich geringen Zahlen für Deutschland betten die Sorgen ein.

Nahe kommt mir das Virus erst, als ein Sohn, der in London lebt, am Telefon berichtet, dass aus der Familie seines besten Bekannten drei Personen, die er auch persönlich kannte, im Alter zw. 30 und 55 Jahren an Corona gestorben sind. Seine betroffene Stimme – die Angst beschleicht mich und kriecht an mir hoch. Am Telefon wird für mich eine Corona-Krise, die gemanagt wird, zur Pandemie. Ich informiere mich über die spanische Grippe 1918/1920. Das war Anfang April.

Trotzdem ging hier alles seinen eingeschränkt-geordneten Gang mit PC-, Garten-, und Schulaufgabenarbeit im Radius ländlicher Fahrradtouren zur Mittagszeit. Der Frühling indes entwickelt sich unbeeindruckt von den Corona Zahlen der TV-Nachrichten und den durchgetalkten Maßnahmen gleichfalls

exponentiell, aber ohne Angstaura, da vielfach bekannt und im zeitlichen Ablauf begrenzt ins üppige Grün. Wie jedes Jahr wieder.

II.

Die alten Herren der „Frohen Zukunft“

Auf der Fahrt zum 90. Geburtstag des Onkels, als es eigentlich noch gar nicht sein sollte: dahin, wo die Gravitationskräfte der schönen sächsischen Städte Leipzig und Dresden nicht mehr wirken und wo, wenn es in den Wald geht, gleich das Preußische kommt. Hier sitzen unterm neuen Schauer gegen die Hitze, da wo früher der Lanz-Bulldog immer stand, drei alte Herren: Karl, Karl-Heinz und Erich. Der Jüngste hatte Geburtstag. Im Kopf fit, doch die Knochen. Die Kinder, auch schon über Sechzig, sitzen an Biergartengarnituren um die Ecke. Ein paar Urenkel tollen über Kopfsteinpflaster. Es geht um dies und das. Vor allem um Felder. Die Preise sind jetzt hier auch fünfstellig, obwohl die Bodenwerte niedrig sind. „Wo soll das noch hingehen? Von mir bekommen die nischt“, sagt der eine. „Die Gier enteignet uns“, sagt der andere. Dann erzählen sie wieder von früher, als sie 1961 LPG Typ I waren. Das waren die mit noch eigenem Feld und eigenem Vieh. Nur Kooperation, wer will. Alle drei waren im und zugleich der Vorstand, der Name: „Frohe Zukunft“. Und es wird lebendig, wenn sie erzählen, wie sie ein paar Jahre der Partei da oben – gemeint war die Kreisstadt – getrotzt und das Vieh in ihren Ställen behalten haben. Sie waren die letzten im Kreis, die „zwangs- und vollkollektiviert“ wurden.

Zurück aus der Geschichte sagte unerwartet einer: „Die Corona find ich gut! Endlich mal Ruhe im Land.“ „Noch mehr Ruhe als hier geht gar nicht“, sagt der andere, „Kein Konsum, keine Post, keine Kneipe, Kirche ohne Leute nur im Vierteljahr einmal und leere kaputte Höfe“. „Du Erich“, sagt Karl, „ich verstehe Karl-Heinz: Der meint, dass alles mal so stille steht und man merkt, es geht nicht unter, wenn es nicht immer so angestrengt und hektisch bergauf geht. Die viel zu schnelle Entwicklung macht einem doch Angst und ist nicht sicher. Das ist doch der Wahnsinn. Schon viel zu lange. Endlich werden diese unnötigen Spitzen mal abgeschnitten. Das findet der gut. Die Leute dürfen diese Erfahrung nicht vergeuden.“

III.

Erdentlastung

Der 22. August war ein historischer Tag. Für diesen Tag wurde für 2020 der globale Erdüberlastungs- oder Welterschöpfungstag (Eath Overshoot Day) errechnet. An diesem Stichtag übersteigt die Ausbeute der Menschheit nach Biodienstleistungen und nachwachsenden, sich regenerierenden Rohstoffen der Erde die Reproduktionsfähigkeiten der Erde für diese Ressourcen. Damit ist ein Mechanismus zum Messen und Zählen ökologischer Effekte der

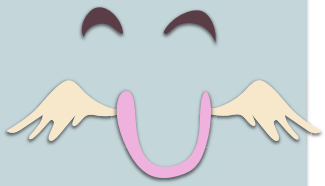
Corona-Pandemie weltweit gegeben. In der Debatte um die Corona-Krise spielen Zahlenwerte eine große Rolle, so mit den Tests erst zählbare, vom Virus infizierte Menschen, dann die Toten, die mit oder an Corona gestorben sind, aber auch die ach so schwer zu ermittelnden Zahlen der TeilnehmerInnen der Anti-Corona-Demonstrationen.

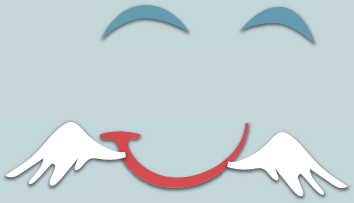
Historisch war am 22. August 2020, dass dieser Stichtag, der anzeigt, ab wann die Menschheit im Jahresverlauf über die Verhältnisse oder auf Pump lebt, ganze drei Wochen später stattfand als in dem Nicht-Corona-Jahr 2019. Das bedeutet: Die weltweiten Shutdowns und Lockdowns mit Produktions- und Gesellschaftsberuhigungen haben die Mutter Erde substanziell geschont und die Natur entlastet. Die Ökosysteme konnten etwas aufatmen. Drei Monate Corona-Intensiv-Krise brachten 21 Tage Erd- und Naturerholung außer der Reihe und gegen den zu erwartenden Trend.

Wissenschaftler haben errechnet: In dieser Zeit wurden weltweit 10 % weniger Naturressourcen verbraucht. Die Luft wurde auch für Stadtbewohner sichtbar sauberer und spürbar weniger gesundheitsschädlich. Himmel war wieder zu sehen. Die Lärmbelästigung ging dramatisch zurück. Gleiches ist von den Stickstoffdioxiden und den Co^2-Emissionen zu sagen, die weltweit in diesem kurzen Zeitraum um 25 % zurückgingen. Die Weltkohleverbrennung sank um 36 %, davon der Hauptanteil in China.

Katastrophenbedingte Einsparungen sind noch kein Fortschritt. Die zeitweise starken Reduzierungen im Verkehr und der industriellen Produktion, verbunden mit der Unterstützung der Corona-Eingrenzungsmaßnahmen durch die Bevölkerung zeigen: Ein anderer Trend ist möglich! PolitikerInnen und Verwaltung sollten den Mut zu kräftigen Schritten aufbringen, um den nachhaltigen Umbau unserer Industrielandschaft, industriellen Landwirtschaft und in unseren Lebensweisen anzuregen und einzuleiten. Die Corona-Krise mit ihren neu eingeübten Kommunikations-, Lern-, Erklär- und mühsamen Transparenzerfahrungen sollte – und sollte meint hier müssen, wenn können – für die Anpassung an die langwierigere und gewichtigere Klimakrise und zur Entlastung der Öko-Systeme genutzt werden.

Ist die Mund-Nasen-Maske vor dem Gesicht ein Symbol für das Auf-Sicht-Fahren der Bundesregierung und der Länder, so kann eine Politik ohne Maske und mit dem Gesicht zum Volk in der Klimakrise und in der Umweltpolitik zur angemessenen Politik und zum neuen Verhältnis von Bürgerinnen und Bürgern werden. In der Klima- und Umweltpolitik sind die wichtigsten Ziele bekannt. Sie können erklärt und begründet, ausgehandelt und umgesetzt werden.





Marita Uterwedde
// Magdeburg

Bewegt sein, bewegt werden und andere bewegen

Bewegung zieht sich wie ein roter Faden durch unser Leben. Muss es auch, ansonsten wäre kein Leben in uns. Doch das Wort hat viele Bedeutungen. In erster Linie dachte ich an Fortbewegung oder Fortschritt, eben eine Veränderung. Doch man kann damit auch einen Gemütszustand, wie beispielsweise Ergriffenheit oder Berührtsein, zum Ausdruck bringen. Beides wurde mir deutlich an einem schönen Wandertag.

Ich unternahm mit Wanderfreunden eine Tagestour zum Kalimandscharo (das ist kein Schreibfehler, denn so wird im Volksmund die Abraumhalde von der K+S KALI GmbH genannt). Zunächst bewegte sich erst einmal jeder auf seine Weise zum Bahnhof, zu Fuß, per Rad oder Auto, je nachdem. Gemeinsam stiegen wir in einen Zug und fuhren bis zum nächstgelegenen Dorf. Dabei wurden wir von Maschinenkraft bewegt, ganz ohne unser Zutun. Na gut, eine Fahrkarte mussten wir kaufen und einsteigen, doch mehr nicht. Als wir ankamen, sahen wir das Ziel zunächst von weitem und hätten wir uns nicht weiterbewegt, stünden wir noch heute da. So setzten wir uns in Bewegung, also im Sinne der Fortbewegung und marschierten in Richtung Halde. Beim Anstieg schnauften wir mehr oder weniger, was aber bedeutete, Herz und Lunge waren in Aktion. Zwischendurch mussten Wanderfreunde zum Weitergehen bewegt werden, also im Sinne von anspornen. Auf dem Plateau angekommen, standen wir erst einmal bewegt da. Zum einen, weil uns vor Anstrengung die Knie zitterten und zum anderen, weil der Blick von oben auf Natur und Umgebung beeindruckend war. Doch lange blieben wir nicht, denn die Halde ist kein lauschiges Plätzchen zum Verweilen. Kein noch so kleines Pflänzchen will auf diesem Salzgestein wachsen. Selbst ein Vogel landete nur kurz und erhob sich schnell wieder in die Lüfte. Auch zurück ging es wieder mit einem Fußmarsch zur Bahn des öffentlichen Nahverkehrs. Schließlich stand dort oben für uns keine Sänfte bereit. Im Zug saßen wir freudig erregt, weil wir uns sportlich betätigt, eine gute Gemeinschaft und eine tolle Wanderung hatten. Soweit mein Erlebnis zur Bewegung.

Als ich mit dem Rad nach Hause fuhr, erlebte ich die Bewegung in Form von Berührtsein. Ich musste an einer Ampel halten und während ich so wartete, sah mich ein Mädchen aus einem Kinderwagen an. Ich schaute lächelnd zurück und das löste bei ihr eine spontane Freude aus. Überschwänglich, mit Lauten, Armen und Beinen brachte sie Freude zum Ausdruck. Erst jetzt sah ich, dass sie eine starke Behinderung hatte. Da war ich gerührt oder anders gesagt: Meine Seele war bewegt. Mit einem kleinen Lächeln hatte ich bei einem Kind Freude ausgelöst und ein Kinderherz bewegt. Ich dachte noch lange darüber nach und resümierte: Wenn ein Lächeln von einer Person auf die andere übergeht, bleibt es in Bewegung und kann auf diese Weise weitergetragen werden. Ähnlich wie bei einem Olympischen Fackellauf, doch mit dem Unterschied, dass ein Lächeln nicht auf Ländergrenzen beschränkt ist. Dieses Erlebnis liegt Monate zurück.

Jetzt, wo ich diesen Bericht schreibe, sind wir mittendrin in der Coronakrise. In den Medien gibt es erschütternde Bilder von Kranken, Zahlen und Fakten, die das Ausmaß dieser Krankheit dokumentieren. Unsere Kontakte sind plötzlich eingeschränkt, unsere Bewegung damit auch. Wir sind beunruhigt, weil wir von der unsichtbaren Gefahr gebannt sind. Wir halten Abstand zu anderen Personen und tragen Mundschutz. Doch wir können auch mit den Augen lächeln und so die Herzen anderer bewegen. Und wieder kann das Lächeln von einer auf die andere Person übertragen werden und bleibt in Bewegung.

Mein eigener Corona-Text:

Wir sagen Danke

All diese Texte zu erhalten, zu lesen, zu ordnen und nun publizieren zu können ist ein Geschenk. Wir bedanken uns deshalb bei allen, die zum Gelingen dieses Projektes beigetragen haben. Es sollte eine kleine Anregung sein und wurde ein großes Projekt, was zu Beginn keiner zu hoffen wagte.

Wir bedanken uns herzlich bei allen Autorinnen und Autoren von 9 bis 86 Jahren dafür, dass sie ihre ganz eigene Erlebniswelt in Worte gefasst haben und uns und viele andere daran teilhaben lassen.

Für ihre Offenheit, uns in ihre Erlebniswelt mitzunehmen, danken wir ganz besonders den Inhaftierten der JVA Burg, die sich mit vielen sehr bewegenden und nachdenklichen Texten an der Schreibwerkstatt beteiligt haben sowie ihren Seelsorgern für die Vermittlung.

Wir danken denen, die hunderte Kilometer von uns entfernt, ihre, in weiten Teilen ähnliche, manchmal aber auch ganz neue Perspektiven aufgeschrieben haben. Sie ermöglichen den Blick über den Tellerrand und lehren uns, demütig zu bleiben und dankbar.

Wir danken Bischof Kramer und Bischof Dr. Feige, die der Idee offen gegenüberstanden und der Lektüre in guter ökumenischer Tradition ihren Segen und ein begleitendes Wort mit auf den Weg gegeben haben.

Wir danken insbesondere Sarah Deibele für ihre kreativen Farb- und Gestaltungsideen und das unermüdliche Entwerfen, Verändern, Anpassen, Verwerfen und wieder neu beginnen. Christine Nitschke danken wir dafür, den Überblick über alle Einsendungen behalten zu haben, für das transkribieren, korrigieren und mitdenken, wir danken Emil und Margit Kühne für ihr kompetentes Lektorat.

Und schließlich bedanken wir uns bei allen Förderern des Projektes, ohne die dieses Büchlein nicht entstanden wäre. Es bleibt eine Momentaufnahme aus einer besonderen Zeit, die einen tiefen Einschnitt und weitgreifende Veränderungen mit sich bringen wird. Dies festhalten zu können ist nur dank der ausreichend zur Verfügung gestellten Mittel möglich geworden. Schreiben Sie weiter.

Annette Berger und
Susanne Brandes

Wer wir sind: EEB und KEB

„Bilde dich selbst, und dann wirke auf andere durch das, was du bist." WILHELM VON HUMBOLDT

Die Ev. Erwachsenenbildung möchte durch ihre Angebote zum lebenslangen Lernen und zur Entwicklung der Persönlichkeit beitragen. Wie können Menschen lernen, für andere und für sich selbst verantwortlich zu handeln? Fragen und irritieren, schmunzeln und staunen, Neues aufnehmen, Althergebrachtes hinterfragen und immer wieder alles auf den Kopf stellen – das verstehen wir unter emanzipatorischer Bildung in einer sich wandelnden und globalisierten Welt.

Bildung als Praxis zur Freiheit (Paulo Freire) und Religion als Energie der Menschlichkeit (Ernst Lange) gehören dabei zusammen. Deshalb arbeiten wir an der Schnittstelle zwischen Kirche und Gesellschaft.

Wir wollen Gastfreundschaft leben. Zuwendung und Ansprechbarkeit, Offenheit für alle und kleine Lerngruppen in besonderer Atmosphäre ermöglichen ein lebendiges Gespräch – ob analog oder manchmal auch digital – zwischen Lehrenden und Lernenden. In unseren Bildungsarrangements beziehen wir Hand, Kopf und Herz mit ein und knüpfen am persönlichen Erfahrungsschatz an.

Die Ev. Erwachsenenbildung Sachsen-Anhalt ist anerkannter Bildungsträger des Landes Sachsen-Anhalt und arbeitet gemeinsam mit der Ev. Erwachsenenbildung Thüringen auf dem Gebiet der Ev. Kirche in Mitteldeutschland (EKM).

Die Bildungsarbeit der Katholische Erwachsenenbildung im Land Sachsen-Anhalt e. V. (KEB) erfolgt auf der Grundlage eines christlichen Menschenbildes und der christlichen Soziallehre im Sinne der Unantastbarkeit der menschlichen Würde und der Förderung von Eigenverantwortlichkeit.

Die KEB will persönliches Wachstum sowie ein solidarisches Miteinander durch Bildungsprozesse ermöglichen und fördern.

Die Bildungsangebote richten sich an alle Interessierten unabhängig von einer Konfession. Seit 1999 ist die KEB in vielfältigen Projekten für Weltoffenheit, Demokratie und Menschenrechte engagiert, aktuell in dem Projekt „Kirche für Demokratie. Verantwortung übernehmen – Teilhabe stärken."

Die KEB ist ein nach dem Erwachsenenbildungsgesetz des Landes Sachsen-Anhalt und vom Bischof im Bistum Magdeburg anerkannter Träger der allgemeinen, politischen und kulturellen Erwachsenenbildung im Land Sachsen-Anhalt. Zudem ist die KEB landesweit anerkannter Träger der freien Kinder- und Jugendhilfe nach § 75 SGB VIII.

eeb SACHSEN-ANHALT

KEB Katholische Erwachsenenbildung im Land Sachsen-Anhalt e.V.

Impressum

Herausgeberinnen: Annette Berger und Susanne Brandes im Auftrag der Evangelischen Erwachsenenbildung Sachsen-Anhalt und der Katholischen Erwachsenenbildung im Land Sachsen-Anhalt e. V.
ViSdP: Annette Berger
Illustration/Satz/Layout: Sarah Deibele (GOLDausSTROH)
Druck: Holger Eggert
2. Auflage 2021
ISBN: 978-3-00-067382-5

Der Veröffentlichung der Texte haben die Autorinnen und Autoren zugestimmt. Die Rechte an den Texten verbleiben bei den jeweiligen Autorinnen und Autoren. Die Verwendung der Texte ist nur mit der Zustimmung der Autorinnen und Autoren und deren Namensnennung erlaubt.
Die Texte geben die persönliche Meinung der Autorinnen und Autoren wieder, welche sich nicht mit der Auffassung der Herausgeberinnen decken muss.

Förderer

Diese Publikation entstand mit der freundlichen Unterstützung **der Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland, der Landeszentrale für politische Bildung Sachsen-Anhalt und des Projekts „Kirche für Demokratie. Verantwortung übernehmen – Teilhabe stärken“**.

EVANGELISCHE KIRCHE IN MITTELDEUTSCHLAND

SACHSEN-ANHALT
Landeszentrale für politische Bildung

Das Projekt „Kirche für Demokratie. Verantwortung übernehmen – Teilhabe stärken.“ der Katholischen Erwachsenenbildung im Land Sachsen-Anhalt e.V. wird gefördert durch **das Bundesministerium des Innern, für Bau und Heimat im Rahmen des Bundesprogramms „Zusammenhalt durch Teilhabe “und durch das Land Sachsen-Anhalt.**

Z:T Zusammenhalt durch Teilhabe

Bundesministerium des Innern, für Bau und Heimat
aufgrund eines Beschlusses des Deutschen Bundestages

SACHSEN-ANHALT
Ministerium für Arbeit, Soziales und Integration

Gefördert im Rahmen des Landesprogramms
#WIRSINDDASLAND
DEMOKRATIE. VIELFALT. WELTOFFENHEIT.
IN SACHSEN-ANHALT

Geleitwort // Bischof Friedrich Kramer /// Geleitwort // Bischof Gerhard Feige 2
Vorwort // Annette Berger und Susanne Brandes 4

Der Blick zurück auf das Gestern von Morgen: heute **6**

Coronaverordnungen // C. M. /// Wenn es vorbei ist // Doris Zimmermann 8
Glaube, Liebe, Hoffnung // Bernadette /// Die Elbe // Quno /// Ungwöhnlich // Anne Krueger 9
Was es vor Corona nicht gab // Carsten 10
Traurig und fassunglos // Anonym 11
Mutter Erde in Trauer Jaillailla Pachamama // Karin de Fires 12
Covid in Bolivien // Karin de Fires 13
Die beste Zeit um nachzudenken // Katrin Felke 14
[Ostern war nicht mehr weit] // W. Eichmann 15
Gedichte an C // Christine Kölbel 16
braune Schlangen // Leon Christian Demtzky 17
das Wort // Leon Christian Demtzky /// Herr Corona reist um die Welt // Miro Nüske 18
Abgesagt und angesagt // Margit Kühne 19
Zeitreise // Erwin L. 20
Was wird? // Annette Kühömann 21
Eine Frage der Haltung. Wie stets. Corona // Dorothee Fuchs 22
Meine Gedanken zu Corona – ein Blick nach Mosambik // Adelino Massuvira João 24
Kann ein winziges Virus die Welt verändern? // Isolde Rieche 25
Zwei Zwischenrufe aus der Zeit von Lockdown und Lockerung // Ulrich Grober 27
Der Blick zurück auf das Gestern von morgen. Welche Veränderungen nehme ich wahr. // Cornelia Henke 30
Bedrohungsgefühle und Gestaltungszuversicht. Ein Essay // Christoph Kuhn 33

Innere Leere oder Nichts? **38**

Hoffnung // Anne Krueger /// Corona ... // Anonym /// gewittersturm in mir // Anna-Maria von Elm 40
Alltagsgedicht „Im Knast“ // Aron /// Corona vorbei? // Sophia L. 41
Original: Frühlingsglaube // Ludwig Uhland /// Frühlingsglaube Version 2020 // Annette Kühlmann 42
Hilflos // Christine Kölbel /// Der Morgen // Christine Kölbel /// Gedanken zur Zeit // Doris Zimmermann 43

Plötzlich isoliert // Annette Kühlmann 44
Corona // John Ebeling 46
Corona oder die Seuche im Herzen // paul17 47
Schwerer Abschied in der Coronakrise // Alex 48
Gedanken zum Zeitgeschehen // Michael Burgfels 49
Lebenszeichen! // Stefan Kemper-Kohlhase 50
Meine Corona-Zeit 2020 // Christian 51
Gedanken zu meiner Quarantäne - Buenos Aires // Bettina Köpcke 52
Gedankensplitter // Christa-Luise Kramer 54
Hoffnung // Andreas Rau 55
Ein anderer Blick auf die Corona-Krise // Joachim Garstecki 56

Bewegt sein, bewegt werden und andere bewegen 58

Das Gittervirus // paul17 /// Mein Beitrag in der Corona-Krise // Basti 60
Einfach „Danke" sagen // Anne Krueger /// 75. Geburtstag // I. Z. 61
Auszüge aus einem Corona-Tagebuch // Barbara Harnisch 62
Ein altes Bild mit Masken // Martin Hoff mann 66
Salz des Lebens // Ruth Esther Gilmore 68
„Schönebecker Mädels" unter Quarantäne // Tatyana Leyzerovich + Sofi a Talalay 70
Leben mit Beschränkungen // Gerhard Reutter 72
Mottenpapier // Ursula Eleonore Peltner 73
Kirche und Corona im Frühjahr 2020 // Christine Seidel 74
Corona – Krönung der Naivität? // Stefanie Krege 76
Gedankensplitter Psychodrama in Bolivien // Karin de Fries 77
Liebe Freunde und Unterstützer // Frido Pflueger 78
Mit dem Gesicht – nicht mit der Maske – zum Volk // Hans-Joachim Döring 82
Bewegt sein, bewegt werden und andere bewegen // Marita Uterwedde 85

Mein eigener Corona-Text 86
Danksagung // Annette Berger und Susanne Brandes 87
Wer wir sind // EEB und KEB 88
Impressum, Förderer 89

ISBN: 978-3-00-067382-5